

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339332)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Eine einfache Geschichte.

Ernestine war noch fast ein Kind, kaum fünfzehn Jahre alt, klein, unansehnlich, ohne irgend eine äußerliche Auszeichnung, und doch stand sie in hohem Ansehen im kleinen Weiler, — denn einen Ort oder ein Dorf konnte man die paar Häuser, aus denen das Gehöfte, auf dem sie lebte, bestand, nicht heißen, — und die sämtlichen Einwohner verehrten sie wie einen Schutzengel. Besonders zugethan waren ihr die kleinen Knaben und Mädchen, denn mit diesen bildete sie gleichsam nur Ein Herz und Eine Seele; sie war ihnen Mutter, Schwester, Freundin und Lehrerin zugleich.

Sie war die Tochter eines Schullehrers der Nachbarschaft, dessen Frau aus dem kleinen Weiler stammte, von welchem soeben die Rede war. Die beiden Eltern, Vater und Mutter, starben fast zu gleicher Zeit und an derselben Krankheit, und ließen ihre Ernestine, die damals kaum vierzehn Jahre alt war, als eine schutzlose Waise zurück. Ueberdies war das nun alleinstehende Kind bitterlich arm und wußte halt natürlich nicht, was beginnen. Doch „in der höchsten Noth ist Gott am nächsten!“ Des kleinen Weilers reichster Einwohner, ein Grobschmied seines Handwerks, einer der wackersten Männer ringsum, hörte von der verlassenen Waise, deren Mutter, wie schon gesagt, aus dem Weiler gebürtig war, und berief sie augenblicklich zu sich. „Ich besitze zwar auch nicht viel mehr, als ich nothwendig brauche,“ sagte er, „aber ich bin gesund und kräftig und an Arbeit fehlt's auch nicht. Somit bleibst du bei mir, Ernestine, und unterrichtest meine beiden Mädchen im Lesen und Schreiben; dann brauchen die kleinen Dinger nicht tagtäglich, bei allem Wind und Wetter, eine Stunde Wegs mehr zu laufen in die nächste Dorfschule. Dafür sollst du selbst in meinem Hause gehalten werden wie eine Tochter.“

Und es geschah also. Ernestine zog zu dem Schmied und unterrichtete seine beiden Töchterlein. Hiezu war sie aber auch ganz besonders befähigt, denn sie hatte bei ihrem Vater mehr gelernt, als sonst Mädchen von ihrem Alter verstehen, und überdies hatte sie eine besondere Vorliebe für Kinder und gab sich für ihr Leben gern mit ihnen ab. Somit kam man sich wohl denken, daß es beim Unterrichte der Schmiedstöchterlein nicht blieb, sondern es meldete sich dieser und jener Nachbar und bat, sein Kind auch an der

„Schule“ Theil nehmen zu lassen, und am Ende kamen alle schulpflichtigen Kinder und eine förmliche Privatschule entstand.

Jetzt weiß der geneigte Leser, warum Ernestine das Faktotum, das Alles in Allem, des kleinen abgelegenen Weilers wurde. Die Kinder hielten sich an sie, fast mehr als an ihre Eltern, weil sie fühlten, daß sie von der „großen Jungfer“ ebenso geliebt wurden, als selbst von Vater und Mutter; die Eltern dagegen verehrten sie, weil man vor ihren Kenntnissen Respekt haben mußte, und weil die junge Lehrerin noch wohnte, deren Kenntnissen einen großen, praktischen Verstand, eine seltene Bescheidenheit und Demuth und, merkwürdigerweise, auch eine tiefe Menschenkenntniß vereinigte.

Ein Jahr oder mehr mochte vergangen sein, seit die liebe Ernestine in dem stillen Weiler lebte und wirkte, und ihr Verhältnis zu den Einwohnern, besonders aber zu der Schmiedsfamilie, in deren Mitte sie immer noch wohnte, hatte sich stets inniger gestaltet. Eines Abends, recht sonnig und warm, hatte man den Tisch zum Abendbrode vor's Haus gestellt, um nach gethaner Arbeit im Freien zu speisen. Die Hausfrau trug bereits das dampfende Essen auf, und Ernestine hatte Mühe, die darauf ungeduldig harrenden Mägdelein zu beschwichtigen, während der Schmied noch fleißig in der Werkstatt hämmerte, um eine nöthige Arbeit fertig zu bringen. Da fingen plötzlich die beiden Haushunde im Innern des Gebäudes einen höllischen Lärm an, der wohl irgend etwas Besonderes zu bedeuten haben mußte. Der Schmied eilte sofort aus der Werkstatt in's Haus, und entdeckte gleich die Ursache des schrecklichen Gebells. Ein junger, zerlumpt aussehender, struppigter und schmutziger Knabe, von beiläufig zehn oder elf Jahren, war nämlich von hinten in's Haus gestiegen und hatte sich in die Vorrathskammer der Meisterin gemacht, wo er den mitgebrachten Korb mit Gewaaren aller Art füllte. Allein die wachsamten Hunde witterten den fecken Einbringling augenblicklich, und schlugen so kräftig an, daß derselbe sich schnellstens wieder zurückziehen wollte, und sein Vorhaben wohl auch ausgeführt hätte, wenn ihm der herbeigekommene Schmied nicht den Rückzug versperrt hätte. Er faßte den Jungen mit eiserner Faust, hob ihn wie einen Spielball in die Höhe und trug ihn, sammt dem Korbe, hinab in die Werkstatt, in welcher sich nun natürlich die ganze Familie versammelte.

schwanken, statt dich zum Abendessen zu führen, obgleich ich jetzt weiß, daß du so arg Hunger hast. Komm', setze dich zu uns an den Tisch; du sollst herzlich willkommen sein!"

Der Knabe sah verwundert, ja erstaunt auf, denn eine solche Sprache war er offenbar nicht gewöhnt. Schon hatte er ein Wort der Erwiderung auf den Lippen, da sah er, wie der Schmied ihm freundlich zunickte, gleichsam als wolle derselbe Ernestinens Einladung bestätigen, und nun folgte er stillschweigend, um sich seinen Platz am Abendtische anweisen zu lassen. Durch sein tapferes Einhalten in die kräftigen Speisen und sein gieriges Essen bewies er die Wahrheit seiner Aussage, seit gestern Abend keine Nahrung mehr erhalten zu haben.

Die Mahlzeit war vorüber und der zerlumpte Knabe stand nun verlegen da, mit niedergeschlagenen Augen. Vielleicht wollte er für so viele Liebe danken und wußte die Worte nicht zu finden; vielleicht wußte er nicht, sollte er gehen oder bleiben.

Jetzt ergriff der Schmied das Wort. "Martin," sagte er, "es versteht sich von selbst, daß du heute Nacht hier bleibst. Ich werde dir drun ein Plätzchen anweisen, und du kannst, wenn du müde bist, gleich zu Bette gehen. Morgen aber, nun," setzte der wadere Mann mit einem Blicke auf Ernestine hinzu, "was das morgen anbelangt, so können wir weiter darüber reden, wenn's erst wieder Tag ist. Nicht wahr, liebe Ernestine, so wollen wir's machen?"

Freundlicher konnte Niemand lächeln, als jetzt die treffliche Lehrerin lächelte, und wie des Schmieds Töchterlein solches sahen, klatschten sie fröhlich in die Hände, wohl ohne zu wissen warum, aber sie waren immer heiter, wenn sie Ernestine heiter sahen.

Der zerlumpte Martin wurde also in ein Kämmerlein geführt, ohne daß ihm, der doch erst vor einer Stunde über einem Diebstahl ertappt worden, irgend ein Mißtrauen gezeigt worden wäre. Die Schmiedsfamilie blieb noch in traulichem Gespräche versammelt und, natürlich, auch über den "Teufelsbraten", wie der Meister ihn am Anfang genannt hatte, wurde Manches hin und her verhandelt.

Schon in aller Frühe des anderen Morgens stand der Schmied in seiner Werkstatt und hämmerte lustig drauf los, daß die Funken ringsum davonstoben; so frühe er aber auch daran war, so sah er doch gleich, daß er nicht der Einzige sei, der schon das Bett verlassen hatte. Der zerlumpte, schmutzige Knabe nämlich, den er gestern Abend aufgenommen, stand am Brunnen im Hofe und wusch sich sorgfältig und säuberlich. Der Schmied

sagte kein Wort, und auch Martin wagte nicht zu sprechen, aber als er sah, daß der Meister so eifrig arbeitete, schlich er sich auch in die Schmiede und fing bald an, Kohlen herbeizutragen, auch den Blasebalg zu ziehen, oder andere kleine Dienste zu verrichten, die er dem Meister ab sah. Aber, wie gesagt, kein Wort wurde gewechselt. Zwei Stunden später etwa kam die Hausfrau in die Werkstatt und rief zum Frühstück. Zu gleicher Zeit hopsten die beiden Töchterchen herein und wünschten dem Vater "guten Morgen," wobei dieser nicht vergaß, jedes herzlich zu sich emporzuhelben und zu küssen.

"Komm', Vater, komm', Martin, zum Frühstück!" riefen die Kleinen.

Abermals sah der Knabe zu Boden, wie in größter Verlegenheit; aber er rührte sich nicht von der Stelle.

"Ei, das versteht sich doch von selbst," sagte nun der Schmied, "daß du mit uns frühstückst. Vorwärts, Kinder, Marsch! Die Suppe wird sonst kalt."

Er schritt voran und eines der Mägdelein hing sich an seinen Arm; das andere aber ergriff Martin's Hand und zog ihn nach sich. Ob es solches ganz aus eigenem Antriebe that, oder ob eine vorher ertheilte Weisung Ernestinens mitwirkte, wollen wir dahingestellt sein lassen; genug, Martin folgte seiner Führerin, und setzte sich mit an den Frühstückstisch, wo er ganz behandelt wurde wie ein Glied des Hauses.

Nach dem Frühstück ging der Schmied wieder an seine Arbeit in die Werkstatt und Martin folgte ihm dahin, wie wenn sich dieß von selbst so verstände, und bestrebte sich augenscheinlich, so nützlich als möglich sich zu erweisen. Der Meister ertheilte ihm nun auch einige Befehle, welche der Knabe mit allem Eifer und, so viel an ihm lag, pünktlich vollführte. Gerade so ward es nach dem Mittagessen und überhaupt während des ganzen Tages gehalten, und am zweiten und dritten Tage ging's just so wie am ersten. Martin arbeitete mit dem Schmied in der Werkstatt und alle Hausgenossen behandelten ihn freundlich, fast wie einen Angehörigen, am lieblichsten wohl Ernestine, während dagegen des Schmieds Gattin ein gewisses Mißtrauen lange Zeit nicht los werden konnte.

Am vierten Tage ging eine kleine Veränderung vor sich, denn als Martin Morgens erwachte, fand er, daß man ihm die Lumpen, in die er bisher gehüllt gewesen, weggenommen und dafür ganz neue Kleider hingelegt hatte. Das Kleid war von sehr einfachem Stoffe und ebenso einfach gemacht, denn die Vorrathskammer der Hausfrau, in welcher sie ihr "Selbstgesponnenes" auf-

bewahrt, hatte den Zeug geliefert und Ernestine denselben verarbeitet und zugeschnitten. Aber als der sonst so zerlumpte Junge zum ersten Mal in diesem reinlichen Gewande erschien, so meinte man einen ganz andern Menschen vor sich zu haben. Laut auf jauchzten die Schmiedstöchterlein, als sie ihn sahen, und er wurde roth bis über die Ohren.

„Ich hätt's nicht gewagt,“ sagte er endlich, „aber weil man mir meine früheren Kleider über Nacht weggenommen hat, so konnt' ich nicht wohl anders.“

„Pah, Dummheiten, Junge,“ rief lachend der Schmied. „Du gefällst mir so viel besser, und ich hoffe, du sollst die neue Kleidung bald abverdient haben. Oder, he! willst du nicht bei uns bleiben und zu mir in die Lehre gehen, damit ich einen tüchtigen Gesellen aus dir mache? Ich glaube, du hast das Geschick und auch die Kraft dazu und darum, wenn du nichts Besseres im Kopf hast, so schlag' ein!“

Der Junge wurde ein Mal über das andere bald roth, bald blaß, und endlich traten ihm die hellen Thränen in die Augen. „Ist's denn wirklich Ernst,“ fragte er schüchtern, „wirklicher Ernst? Für immer soll ich da bleiben dürfen?“

„Freilich ist's Ernst, Martin,“ versicherte die junge Lehrerin, ihm die Hand reichend, „und weil ich gestern und vorgestern bemerkt habe, wie du in deinen freien Stunden dem Unterricht, den ich den Kleinen gebe, so aufmerksam zuhörtest, so will ich dir nun sagen, daß es mir Freude machen würde, dir ebenfals Unterricht zu ertheilen, damit du in dieser Hinsicht auch nicht hinter den anderen Kindern zurückbleibst.“

„So viel Güte, so viel Güte, und ich hab' Euch bestehlen wollen!“ schluchzte der übergelückliche Knabe laut auf. Dann rief er plötzlich: „Nein, ich darf nicht da bleiben! Ich bin ein Glender und nicht würdig, mit Euch unter einem Dache zu wohnen!“

Krampfhaft hob sich seine Brust vor gewaltiger Rührung, und man sah's ihm an, daß das, was er sagte, aus tiefinnerster Seele kam. Aber Alle sprachen ihm so lieblich zu, und besonders die Kinder hingen sich so zärtlich an ihn, ja sogar die Hunde, welche sich bereits an ihn gewöhnt hatten, schauten ihn so treuherzig an, daß er bald getröstet wurde und von nun an in der That mehr als ein Familienmitglied, denn als bloßer Lehrling des Schmieds im Hause blieb. Auch betrachteten ihn alle Einwohner des Weilers, fast durchgängig, bald als einen Mitansässigen, der das Recht habe, unter ihnen zu leben, obgleich freilich Einzelne ihm den verführten Diebstahl nie verziehen und mit viel Stirnrunzeln voraussagten, wie

sich's bald zeigen werde, daß der Schmied eine Schlange in seinem Busen ernähre, denn Einer, der sich einmal als schlechter Kerl erwiesen habe, bleibe schlecht, man möge auch nachher mit ihm anfangen, was man wolle, und „darum,“ setzten sie regelmäßig hinzu, „wäre es besser gewesen, den diebischen Landstreicher dem Gericht abzuliefern, damit er im Zuchthause wäre aufgehoben worden.“ — Doch der Schmied kümmerte sich nichts um solches Gerede, und in seiner Gegenwart wagte es auch Niemand, derlei Bemerkungen hören zu lassen. —

Wir überspringen nun einen Zeitraum von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Der kleine, und bekannte Weiler ist noch immer ein Weiler, obgleich einige Häuser hinzugekommen sein mögen. Auch die Schmiede steht noch an ihrem alten Plage, und keine Veränderung scheint mit ihr vorgegangen zu sein. Freilich, ihre Bewohner sind anders geworden, denn fünfzehn Jahre gehen nicht spurlos vorüber an den Menschenkindern. Doch, treten wir ein. Betrachten wir einmal diesen rüstigen Mann mit den sehnigen Armen und dem wohlwollenden freumblichen Gesichte; erkennen wir in ihm nicht augenblicklich den Schmied, der noch ganz der Gleiche ist wie damals, wo wir ihn zum ersten Mal sahen, außer daß sich seine Haare etwas grau gefärbt haben? Und die Frau neben ihm in der weißen Haube, kann sie eine andere sein als die wackere Hausmutter, obgleich das Gesicht vielleicht etwas länger und spitzer geworden, als es früher war? Also, den Schmied und seine Frau können wir erkennen, allein wer sind denn die beiden jungen Damen, — denn ihrem Anzuge nach wagen wir nicht, sie anders zu tituliren, — mit den Blumen in den Haaren und den Rosen auf den Wangen? Beweist nicht das Myrthenreis bei der einen, daß sie Braut und im Begriff ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten? Sollten die beiden kleinen Mädchen sein, des Schmieds Töchter, die sich nun in holde Jungfrauen verwandelt hätten? Und der stattliche, kräftige junge Mann mit dem entschlossenen Blick und dem ausdrucksvollen Gesichte, derselbe, welcher den kleinen Rosmarinstrauch im Knopfloche trägt, zum Beweise, daß er der Bräutigam ist, scheint uns auch ein alter Bekannter. Wär's vielleicht gar der Martin, jener struppige, zerlumpte Junge, den der Schmied einst einen „Teufelsbraten“ geheizen, und im Begriffe stand, ihn als Dieb dem Zuchthause zu überliefern? Doch siehe da, ehe wir eine Antwort darauf finden, hört man das Rollen einer Kutsche, und mit dem Ausrufe: „Sie ist's! Sie kommt!“ stürzen alle Fünfe, die wir

hier versammelt sehen, zum Hause hinaus, um die Person zu bewillkommen, welche in dem Gefährte sitzt. Diese erkennen wir auf den ersten Blick, denn ob sie gleich immer noch klein und unansehnlich, fast ohne alle äußerliche Auszeichnung erscheint, so kann doch dieser milde und dennoch lunge Blick, dieser seelenvolle und doch feste Ausdruck des Gesichts nur ihr angehören, ihr, die früher der Liebling des kleinen Weilers war! Und in der That, sie ist's und scheint immer noch der geliebte „Herzkäfer“ ringsum zu sein, denn von allen Seiten eilen die Bewohner im schönsten Sonntagsstaate herbei, um sie zu begrüßen, obgleich sie schon, seitdem die Töchter des Schmieds die Schuljahre hinter sich hatten, nicht mehr im stillen Orte lebt, sondern in der nächstgelegenen Stadt eine Erziehungs-Anstalt für Mädchen gegründet hat.

„Ernestine! Ernestine!“ jubelten die Töchter des Schmieds, mit den Blumen und Kränzlein in den Haaren, und eilten ihr zur zärtlichen Umarmung entgegen.

„So hast du dein Versprechen also doch gehalten?“ sagte höchst freudig die mit dem bräutlichen Myrtenreife, unter Thränen lächelnd.

„Wann hätte ich es je nicht gehalten?“ fragte Ernestine, „und wie könnte ich vollends den Ehrentag einer meiner liebsten Schülerinnen verfehlen?“

„Na denn, so laßt mich sie doch auch begrüßen!“ rief der Schmied, mit seiner kräftigen Gestalt sich durchdrängend und ihr die schwierige Rechte hinstreckend.

Und so kamen sie Alle, eines nach dem andern, und drängten sich vor und boten ihr die Hand oder drückten sie an's Herz, je nachdem sie ein Recht dazu hatten oder nicht. Nur Einer hielt sich bescheiden im Hintergrunde, obgleich sein Auge ohne Unterlaß mit tiefer Rührung auf Ernestine ruhte, und dieser Eine war der junge Mann mit dem Rosmarinsträußchen im Knopfloch. Aber jetzt erblickte ihn die Lehrerin, und wenn Martin zu bescheiden gewesen war, sich vorzudrängen, so ward er dafür dadurch belohnt, daß nunmehr die holdselige Gestalt ihm entgegenging.

„Martin,“ sagte sie voll tiefen Gefühles, „das ist ein glücklicher, überglücklicher Tag für dich, für meinen Liebling hier und für uns Alle!“

„Und diesen Tag, sowie Alles und Jedes, was mir schon Gutes geworden, verdanke ich Ihnen, Fräulein Ernestine,“ sagte Martin tiefbewegt, sich fast auf seine Kniee niederlassend, so voll Ehrfurcht und Anbetung war er. „Sie waren der Schutzengel meines Lebens, meine Ketterin vom Verderben, meines Glückes Gründerin. Gott segne Sie, Gott segne Sie!“

Er konnte vor Rührung nicht weiter sprechen, und auch Ernestine entgegnete nichts, sondern ergriff stillschweigend seine Hände und vereinigte sie mit denen des schönen Mädchens im Hochzeits-schmucke.

Ja, wahrlich, es war wirklich ein glücklicher, seliger Tag, denn es war das Trauungsfest Martins mit seines Lehrmeisters und zweiten Vaters ältester Tochter. Aus dem Martin war aber auch etwas Tüchtiges geworden, nämlich zuerst ein fleißiger und geschickter Schmied, und dann ein gewandter Maschinist und zuletzt noch ein trefflicher Ingenieur. Und was noch mehr Werth hatte, das war die Tüchtigkeit seines Herzens und seines Charakters! Kein Wunder also, wenn der Schmied große Stücke auf ihn hielt; kein Wunder, wenn ihn dessen älteste Tochter liebte; kein Wunder, wenn Jedermann ihn hochschätzte; trotzdem daß er nicht einmal seine Eltern zu nennen wußte, trotzdem daß er mit Zigeunern herumgezogen war, ja sogar, trotzdem daß er vor fünfzehn Jahren in die Speisekammer des Schmieds eingebrochen war, um seinen Hunger zu stillen!

Es war also ein überaus glücklicher und seliger Tag, dieser Hochzeitstag, und eben deswegen soll er nicht näher beschrieben werden. Aber nach vollbrachter Trauung im Hause Gottes, und als die Hochzeitsgäste in bunter und lauter Unterhaltung zusammensaßen, da nahm der alte Schmied, der Hochzeitsvater, Ernestinen auf die Seite, ohne daß die Andern es merkten.

„Erinnerst Du dich wohl noch des Sommerabends vor fünfzehn Jahren?“ fragte er, „jenes Abends, wo ich im Begriffe war, meinen jetzigen Tochtermann der Genbarmerie zu überliefern, und sicherlich solches auch gethan hätte, wenn Du nicht gewesen wärest? Herr Gott, wie viel Glend hätte ich da vielleicht gestiftet, und jedenfalls wie viel Glück und Freude wäre dadurch begraben geblieben!“

„Liebe, Güte und Nachsicht ist stets ein besserer Zuchtmeister gewesen, als Strenge, Härte und Gefängniß,“ erwiderte Ernestine.

Und mit diesen Worten schließen wir diese einfache Geschichte, aber enthält sie nicht eine Wahrheit, die sich Mancher zur Lehre könnte dienen lassen?

Der wunderfame Knecht.

(Eine Legende.)

In Meißner-Lande lebte einst ein frommer Ritter, Kurt von Rosenberg mit Namen, der seine Dienstknechte so überaus wohl hielt, als ob sie alle seine Brüder wären. In Freud und Leid behandelte er sie mehr wie ein Vater und Freund, als

ein Gebieter, sprach nie ein hartes Wort mit ihnen, sondern entfernte die Ungehorsamen und Widerspenstigen, an denen es leider auch nicht fehlte, aus seinem Schlosse und regierte die Andern mit dem Blick seines Auges. Deshalb hingen seine Diener und Knechte auch mit großer Liebe und Treue an ihm, und es gab unter ihnen keinen Trägen und Boshaften, denn Alle strebten nach der Zufriedenheit und dem Beifall des gütigen und milden Herrn.

Da kam eines Tages ein ärmlich gekleideter Bursh zu dem Ritter und bat, ob er ihn nicht in seine Dienste nehmen wollte, er sei schon lange ohne Obdach und Brod.

„Wenn du ein guter Knecht sein und deine Pflicht redlich und gewissenhaft erfüllen willst, magst du immerhin bei mir bleiben,“ sagte der Ritter von Rosenberg, obgleich der Jüngling so zart und schwächlich aussah, daß er sich nicht darauf verlassen konnte, einen tüchtigen Arbeiter an ihm zu finden; geschweige denn einen tapfern Kriegsknecht. Allein er dachte, ich will wohl Geduld mit dem Jungen haben, hat sie doch der Herr im Himmel noch stets mit mir gehabt. — Und der schwächliche Geselle ward unter die Dienstleute des guten Ritters aufgenommen.

Aber wie erstaunte Kurt von Rosenberg, als er am andern Morgen den neuen Knecht bei der Ackerarbeit sah. Er war eben so kräftig wie geschickt und ansehnlich, und schien durchaus nicht müde, als der Feierabend herbeigekommen war.

Nach einiger Zeit bemerkte der Ritter, daß Alles, was Georg, — so hatte sich der junge Bursh genannt, — arbeitete und verrichtete, besonders glückte und gedieh. Wenn derselbe auf dem wüsten und steinigsten Acker pflügte und Samen ausstreute, so wuchs an der sonst fast unfruchtbaren Stelle die schönste Saat; pflanzte er ein Bäumlein, so gedieh's gar lustig, und trug reichlich Früchte. Nahm der Ritter den Georg mit in den Kampf gegen seine Feinde, — denn auch die besten Menschen haben deren, — so war der Sieg gewiß, weil der muthige Knappe die Gegner mit seinem Schwerte darnieder mähete, als ob's nur Binsen und Schilf wären.

„Gottes Segen ist mit dem Georg da in mein Haus gekommen,“ dachte der Ritter, und hielt den Jüngling fast wie einen Sohn, obgleich er, wie wir schon wissen, gegen alle seine Leute mild und freundlich immerfort sich erwies. —

Einst brachte Ritter Kurt von Rosenberg in Erfahrung, daß einem seiner Freunde, der vier starke Meilen entfernt von ihm wohnte, große Gefahr drohe. Er hatte einen mächtigen Feind am Hofe des Königs, der ihm nach Ehre und Leben trachtete, und obgleich er kein Unrecht ge-

than hatte, war es doch der einzige Weg zur Rettung, sich der ungerechten und gewaltthätigen Verfolgung durch schleunige Flucht zu entziehen. Nun hätte sein Freund Rosenberg ihn gern davon benachrichtigt, aber die Zeit war nur noch kurz, denn binnen zwei Stunden mußte der fern wohnende Bebrängte die Warnungskunde haben.

Ritter Kurt rief also den flinken und dienstfertigen Georg zu sich, gab ihm einen Brief und fragte: „Getraust du dich wohl, diese Botschaft in zwei Stunden vier starke Meilen weit zu bringen, wenn ich dir das beste Roß aus meinem Stalle gebe?“

Der Knecht bejahete, und der Gebieter hieß ihn in den Stall gehen, um sich selbst ein Pferd auszusuchen, das ihm der schnellste Renner zu sein scheinete.

Georg ging, und als etwa eine Stunde verstrichen war, kam Ritter Kurt zufällig am Stall vorbei und schaute hinein, um zu sehen, welches Pferd der Knappe gewählt habe. Aber da lag ja der sonst so eifrige und treue Georg auf dem frischem Heu und schlief sanft.

Bestürzt und erschrocken trat der Ritter zu ihm hin, berührte seine Schulter und sagte: „Georg, hast du meinen Auftrag vergessen, und daß ich dich gebeten hatte, zu eilen? Stehe nun auf, ehe die Sonne untergeht, du hast ja noch vier starke Meilen zu reiten!“

Da sprang der Schlafende eilig auf, rieb sich die Augen hell und sagte: „Verzeiht, Ritter Rosenberg, daß ich ein wenig von der Reife ausruhe. Eurem Auftrag habe ich schon besorgt; da bringe ich Euch die Antwort von Eurem Freunde!“

Ritter Kurt erleichte fast, da er des Freundes wohlbekannte Handschrift sah und sich überzeugte, daß seine warnende Botschaft glücklich zu ihm gelangt sei. „Georg,“ rief er tief erschüttert aus, du bist kein Sterblicher! Gib mir Aufschluß über dich, du Räthselhafter!“

Da verwandelte sich der Knecht in einen hohen und schönen und kräftigen Ritter, und Kurt von Rosenberg erkannte in ihm den heiligen Georg. „Der Herr aller Herren hat mich zu dir gesandt,“ sprach er mit mildem Ernst, „damit du durch mich erfahrest, wie es ihm wohlgefalle, daß du ein so freundlicher und gütiger Herr bist gegen deine Untergebenen. Auch an mir hast du dich als solcher bewiesen; dafür will ich dir Segen verkünden früh und spät!“ —

Ritter Kurt von Rosenberg neigte vor der wunderbaren Erscheinung des heiligen Georg seine Kniee zur Erde, und als er dann seine Augen aufschlug, war der einstige muthige Kindwurmtdöter verschwunden.

Ein Friedensrichter auf der Löwenjagd.

(Mit einer Abbildung.)

Unter dem Titel: „der Löwentöbter“, hatte der Bote, im Kalender für 1858, seinen damaligen lieben Lesern von dem kühnen und muthigen Spahis-Offizier, Julius Gerard, erzählt, dem man wegen seiner häufigen, meist glücklichen Jagden auf den gewaltigen aber höchst beutegierigen König der Thiere, diesen Beinamen gegeben, unter welchem er allwärts bekannt war. Auch ein Bild machte die Erzählung anschaulicher, bei dessen Anblick es manchem Leser wohl enge um's Herz mag geworden sein. Nun, der Kalender für 1875 soll wieder etwas derartiges bringen, sammt einer an Ort und Stelle aufgenommenen Abbildung. Hoch am Himmel strahlt der eben abnehmende Mond und beleuchtet den nächtlichen Kampfplatz. Rechts und links im Hintergrunde erhebt sich das Gebirge, und zwischen den beiden Bäumen, mitten im Gestrüpp, ist der überdeckte Anstand zu schauen, woselbst der Jäger den Löwen erwartet, welchen das arme, als Lockspeise dienende Maulthier herbeiziehen sollte.

An die gefährliche Stelle des kampflustigen Offiziers der Spahis tritt aber diesmal ein fecker bürgerlicher Jägermann, ein geborner Straßburger, Herr Leo Zimmer, Friedensrichter zu Numale in Algerien. Der Vorname paßt ganz, denn Leo heißt so viel als Löwe. Der Familienname hat einen guten Klang in Straßburg und wohl auch weiter noch. Der vor etlichen Jahren, leider allzufrüh, verstorbene Straßburger Notar Ludwig Zimmer, war der Vater des algerischen Friedensrichters, und stand in hohem Ansehen in unserer lieben Vaterstadt, wegen seines ehrenwerthen Charakters, seiner unerschöpflichen Wohlthätigkeit gegen die Armen und Nothleidenden und seines freisinnigen Auftretens und unselfischen Mitwirkens im Verwaltungsrathe der Stadt. Vater Zimmer auch war ein guter, geübter Schütze, und der Bote hat vor langen Jahren einmal den schönen, silbernen Becher in der Hand gehalten, welcher demselben, bei einem Freischießen im nachbarlichen Schweizerlande, als Ehrenpreis überreicht wurde und nun zum Andenken aufbewahrt wird in der Familie.

Bevor wir den jungen Friedensrichter von Numale seine Löwenjagd selbst erzählen lassen, wollen wir einen flüchtigen Blick werfen in die Naturgeschichte, um etwas näher mit dem Löwen und seinem Thun und Treiben bekannt zu werden. Schaden wird's jedenfalls nichts, und kann nur lehrreich sein für Sinen oder den Andern.

Der mächtigste, furchtbarste und kühnste unter allen Vierfüßlern ist unstreitig der Löwe, der

König der Thiere. Sein Blick kündigt Ernst und das Bewußtsein seiner Kraft an; die Glieder, und überhaupt der ganze Körperbau, geben Kunde von seiner gewaltigen Stärke. Sein Fell ist einfarbig gelb; vom vierten Jahre an hat das Männchen eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt und ihm ein majestätisches Aussehen gibt. Seine Länge, von der Schnauze bis zum Schwanz, beträgt gewöhnlich fünf Fuß zwei Zoll; der in einem Haarbüschel auslaufende Schweif mißt über zwei Fuß, manchmal sogar mehr. Die Lwin kommt zuweilen nur ein Junges, niemals aber mehr als sechs. Die Jungen haben gleich offene Augen und sind so groß wie erwachsene Hauskazen; anfangs haben sie braune Querstreifen; ihre Ohren richten sich erst im zweiten Monat auf. Die Lwin vertheidigt ihre jungen Nachkömmlinge mit furchtbarer Wuth. Der Umriß des Löwengesichts ist beinahe viereckig; die Brust stark und krautvoll; der Hals dick. Die Vordertagen sind stark und nervig; ihr bloßer Anblick verräth die ungeheure Kraft, womit der Löwe seinen Raub zu packen pflegt. Er vereint Stärke mit Geschmeidigkeit und Behendigkeit. Weder mit Fleisch, noch weniger mit Fett überladen, besitzt sein muskulöser Körper eine Leichtigkeit sich zu bewegen, die man bei seiner Größe nicht vermuthen sollte. Er macht Sprünge von zwölf bis sechzehn Fuß, und das mit einer Schnelligkeit, die Erstaunen erregt. Eben diese Muskelkraft äußert er in der flinken Veränderung der Gesichtszüge, der Falten auf der Stirne und in den Bewegungen des Schweifes, die so heftig sind, daß ein Mensch damit zu Boden geschlagen werden könnte.

Am Tage pflegt der Löwe gewöhnlich in Gebüsch versteckt zu liegen und zu lauschen; auch ist er am Tage scheuer und wagt nicht so leicht einen Angriff; des Nachts hingegen geht er, nach Art der Kazen, auf Raub aus und heult dann, ehe er sich einer Beute bemächtigt hat, zu wiederholten Malen fürchterlich, was Schrecken und Entsetzen ringsum verbreitet, sowohl unter Menschen als Thieren.

Seit mehreren Jahren findet sich der Löwe nur noch in Afrika und einigen daran grenzendem Gegenden Asiens; in alten Zeiten bewohnte er auch Syrien und Griechenland zwischen den Flüssen Nestus und Achelous. Nach dem amerikanischen Jaguar und dem asiatischen Tiger ist er das fürchterlichste Raubthier. Er erreicht ein bedeutendes Alter; Anno 1760 starb in England ein Löwe, welcher über siebenzig Jahre im Tower eingesperrt gewesen.

Die Thiere, denen der Löwe vorzüglich nachstellt, sind Pferde, Rinder, Schafe, Gazellen und

bergleichen. Wie alle Katzenarten, erhascht er seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, niemals an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Hat man das Unglück einem Löwen unbewaffnet zu begegnen, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Geistesgegenwart. Wer die Flucht ergreift, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß sich dadurch nicht beirren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich hinstrickt wie zum Sprunge; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich, wie eine Bildsäule, stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene, aufwärts gerichtete Gestalt des Menschen löst dem Löwen, vorausgesetzt daß er den leichten Kampf mit demselben noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck immer mehr und mehr. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Kraft verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst nicht minder Furcht hatte als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umschauen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz aus dem Wirkungskreis des Menschen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. Diese Thatsache versichern wenigstens einstimmig die Pflanzler, welche sich am Cap, dem Vorgebirg der guten Hoffnung, angesiedelt haben; allein dem Ding ist doch eben nicht ganz zu trauen, und der Bote würde großes Bedenken tragen, so mir nichts, dir nichts, den Versuch anzustellen.

In früheren Zeiten, als es der Löwen noch viele gab in jener Gegend des südlichen Afrikas, und die europäischen Ansetzler noch nicht auf diese gefährliche Jagd eingelernt waren, ordnete man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn heraus auf die Ebene zu locken und schloß einen großen Kreis um ihn her. Sobald derselbe an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschossen, und während er sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von rechts und links so

viel Kugeln, daß er niederstürzte. Jetzt aber geht man selten anders als selbänder auf die Löwenjagd, und recht geübte sichere Schützen, die sich auf ihren Schuß verlassen können, sowie auf ihre gute Flinte, wagen es auch wohl ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings und Unglücksfälle sind nicht gar selten. Hier nur ein Beispiel unter vielen. Der holländische Feld-Kommandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten, nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden gewaltigen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Zu beiden Seiten des Ausgangs nahmen sie ihre Stellung und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der König der Thiere stürzte nach Johannes Seite hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Zum Unglück aber hatte der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung erholte sich der Löwe und stürzte nun, wüthend vor Schmerz, mit solchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. In wenigen Sähen aber hatte der Leue ihn ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der außergewöhnlichen Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine riesigen Taten dem unglücklichen Johannes in den Schenkel, mit den Zähnen ihn zugleich in den Unterleibern packend. Inzwischen er sich mit aller Kraft der Verzweiflung an das Pferd klammert, um nicht heruntergerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppiren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschleichen, die Kugel möge treffen wen sie wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an, brüdt und schießt den Löwen durch den Kopf. Wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Kopf noch Reiter zu verletzen!

Na, eine Jagd auf Hasen, Rehe und Hirsche, ja sogar auf Wildschweine, ist doch weniger lebensgefährlich als ein Zusammentreffen mit den Löwen.

Jetzt aber hätten wir schon ziemlich genaue Bekanntschaft, und zwar auf gefahrlose Weise, mit dem gefürchteten König der Thiere gemacht, und wollen uns nun nach dem kühnen Friedensrichter von Annale wieder umschauen. Der liebe Landsmann soll uns selbst seine Löwenjagd erzäh-



Ein Friedensrichter auf der Löwenjagd.

len, zwar nicht mündlich, doch schriftlich. Unterm 9. März 1874 hat er folgenden Brief an einen seiner guten Freunde in Straßburg gerichtet; und der Bote hat die Erlaubniß erhalten, denselben, natürlich ins Deutsche übersezt, in den Kalender einzurücken. Also Hr. Leo Zimmer schreibt:

Lieber Freund,

Heute kann ich dir ein Jagdabenteuer erzählen, das, wie ich hoffe, nicht ohne Interesse für dich sein wird.

Diese Jagd hat dein gehorsamer Diener am 27. Februar und am 6. März 1874 auf dem Anstand praktiziert. Endlich, endlich ist's mir gelungen! Zwei riesige Löwen habe ich erlegt! Meine Träume und Wünsche sind in Erfüllung gegangen, und zwar in folgender Weise:

Da, während dieses Winters, die Raubthiere zahlreich in dem großen Walde von Ajenna, fünfzehn Kilometer von Numale, sich gezeigt und alltäglich die Heerden der Eingeborenen arg verwüthet hatten, nahm ich mir vor, mich ernstlich mit der Jagd auf dieselben zu beschäftigen. Zu diesem Zwecke kaufte ich um einen Spottpreis, zwei alte verfangene Maulesel, und am 25. Februar stand einer davon angebunden im Walde, an einer von den Löwen ziemlich besuchten Stelle, fünf Meter von dem Anstand, den ich mir zum Voraus, solid gebaut, hatte errichten lassen, um, nöthigenfalls, meinem furchtbaren Gegner widerstehen zu können. Wohl wissend, daß der Löwe, wenn er seine Beute niedergeworfen, gewöhnlich noch zwei oder dreimal zurückkehrt, der Ueberreste wegen, so hatte ich mir vorgenommen, mich erst dann auf den Anstand zu stellen, wenn mein Maulesel bereits mit den Löwenzähnen und den Löwentagen genaue Bekanntschaft gemacht hätte, was nicht lange auf sich warten ließ, denn in der Morgenfrühe des 27. kamen die Araber in aller Eile in meine Wohnung, um mir zu melden, daß mein Lockmaulesel bereits niedergestreckt worden. Ungesäumt brach ich auf, in Begleitung des Herrn Vicegrafen von Degerty, der mich bringend um Mitnahme ersucht hatte, und versprochen, sich ganz als ruhiger und unbewaffneter Zuschauer zu verhalten.

Als wir gegen drei Uhr Nachmittags den Anstand erreichten, konnte ich mich überzeugen, daß, seit der Nacht, der Löwe schon wieder zurückgekehrt war und einen Theil des Maulthiers sich zum Morgenimbis hatte schmecken lassen. Gegen vier Uhr, — wir hatten bereits in unserm lockartigen Anstand Posto gefaßt, — erblickte ich plötzlich, wenige Schritte von mir und den Kopf gegen mich gewendet, eine ungeheurere Löwin, die

sich anschickte zum Fraß an der Lockspeiße. Der Augenblick schien mir günstig; ich legte meine Leuchenz-Flinte an, zielte auf die volle Brust und drückte los. Beim Knall der Flinte machte die Löwin einen gewaltigen Sprung, brüllte entseztlich und Schauer erregend, dann stürzte sie, zwanzig Schritte von mir, am Rande der Waldlichtung, im Föhrengestrüpp nieder und stieß ein langgebehtes, klägliches Stöhnen aus. Sie war todt!

Meinen Anstand zu verlassen, gelüstete mir durchaus nicht, und wir verbrachten die Nacht, ohne daß weiter etwas vorkam. Des andern Morgens — es war ein Samstag — eilten die Araber herbei; allein das Wetter war so schlecht, und strömender Regen und Schneegestöber hatten derart alle Spuren vernichtet, daß wir uns genöthigt sahen, die Nachforschungen aufzugeben, welche wir während einer Viertelstunde, weit über den Umkreis hinaus angestellt hatten, in dem die Löwin lag und wo sie, zwei Tage später, noch ganz unverfehrt gefunden wurde.

Samstag Abends kehrte ich nach Numale zurück, nachdem ich einem Araber meine Flinte geliehen und ihm anbefohlen hatte, meinen Anstand zu benützen, um nächstens eine Hyäne zu schießen, die ich in der vorigen Nacht um das arme Maulthier hatte herum schleichen sehen. Ich dachte nicht, daß noch Löwen im Revier wären. Wie groß war daher mein Erstaunen, als der Araber mit einem schönen anderthalbjährigen Löwenpröfpling heimkehrte, den er um sieben Uhr Abends getödtet hatte. Außerdem benachrichtigte er mich, daß gegen acht Uhr, der alte vollmähnige Löwe wieder gekommen sei, daß er aber nicht auf ihn schießen konnte, weil er sich gleich davon gemacht, als er das todtte Zunge neben dem Maulthier hingestreckt fand.

Am kommenden Dienstag, traf ich eben Anstanden, um am Abend wieder auf die Jagd zu ziehen, als ich plötzlich ungewöhnlichen Lärm und Tumult in den Straßen der Stadt und Freuden geschrei hörte. Ich befand mich gerade in meinem Audienzzimmer, als mir ellens berichtet wurde, daß man meine erlegte Löwin herbeibringe. Es war ein riesiges Thier, wenigstens sechs Jahre alt, und so schwer, daß man Maulesel zu Hülfe nehmen mußte, um sie hieher zu schaffen. Die Kugel hatte sie mitten in die Brust getroffen und das Herz, der ganzen Länge nach, und die Lunge durchsührt. Vom Kopf bis an das Ende des Schweifs maß die Löwin 2 Meter 63 Centimeter. Ich fühlte mich so glücklich wie ein König, aber ... den alten, von den Arabern angekindigten Löwen, den vollmähnigen, mußte ich auch noch haben!

Meiner Weisung zufolge, wurde ein zweites Maulthier beim Anstand festgebunden, und am kommenden Tage war dasselbe bereits niedergeschmettert. Ich bezog meinen Posten, und in der Nacht vom 5. zum 6. März, Morgens um 1 Uhr, erlegte ich den Löwen. Gleichwie bei seinem Weibchen war die Kugel mitten in die Brust gefahren und beim Tagesgrauen, sechzig Meter von meinem Standpunkt, fand ich ihn starr und todt. Seine Mähne ist armslang; er mißt 2 Meter 75 Centimeter. Noch niemals hat man einen größeren und stärkeren in Numale zu Gesicht bekommen. Dente dir meine Freude!

Ich kannte mich fast nicht mehr vor Vergnügen, und doch gelüstete es mich schon wieder nach den Fellen zweier anderen Löwen, die ich in der nämlichen Nacht gesehen, in welcher ich das Familienhaupt niedergestreckt hatte. Ich entschloß mich, abermals eine Nacht auf dem Anstand zuzubringen, allein der Mond wurde nur sehr spät sichtbar, und meine erwarteten zwei Vierfüßler erschienen um neun Uhr. Ich sah bloß ihre gleich Kerzen funkelnden Augen, konnte nicht schießen und kehrte des Morgens unverrichteter Sache nach Numale zurück, woselbst ich mit Freudenrufen empfangen wurde, was mich tief ergriff.

Ich treffe nun wohlgemuth meine Vorkehrungen auf den 15. März, um diesen beiden anderen Löwen zu Leibe zu gehen. Der Mond wird dann hoffentlich in seinem vollen Glanze leuchten.

Du siehst, lieber Freund, daß man nur in Afrika derlei ergreifende Jagdabenteuer finden kann. Ich habe da zwei Schüsse gethan, die ich um Alles in der Welt nicht hergeben möchte, und beide auf fünf Meter Entfernung, des Nachts und mit meiner einfachen Lesaqueur-Flinte.

Das Fleisch meiner beiden erlegten Löwen gab eine Mahlzeit für die sämmtliche Bevölkerung der Stadt; es schmeckt köstlich, wenn's marinirt oder eingesäuert wird. Sogar in Algier selbst, wohin ich einige Stücke spedirte, soll man sich darum gerissen haben.

So, das wäre nun die freie Uebersetzung des höchst interessanten Briefes, vom 9. März 1874, des jungen Friedensrichters von Numale, Herrn Leo Zimmer, den der alternde Bote schon als muntern Knaben kennen gelernt hat. Er gratulirt ihm in seinem Kalender für 1875, der sicherlich den Weg nach der algerischen Stadt finden wird, von ganzem Herzen in Betreff der gefährvollen aber glücklich bestandenen und siegreichen Doppelpjagd. Möge das Waidmannsglück auch ferner ihm günstig sein, damit er noch manch Leuen, die so großen Schaden unter den Heerden der Bewohner Algeriens anrichten, mit seiner nun erprobten Flinte für immer unschädlich mache!

Und jetzt zum Schlusse der Löwengeschichte. Der Bote ist der Meinung, und die meisten seiner geneigten Leser wohl auch, daß mit diesen Unthieren, obgleich sie königlich genannt werden und schön und majestätisch anzuschauen sind, nicht leicht zu spassen ist, und es wäre ihm keine angenehme und erfreuliche Aufgabe seinen Kalender in höchst eigener Person in den arabischen Druckschriften feil zu bieten. Er thut solches weit lieber im heimatlichen Elsaß-Lothringen; da kann man ohne Gefahr, wenn's nicht an Geld mangelt, im rothen und goldenen Löwen einkehren, und sicher und ruhig sein Schöppllein trinken.

Ein Gannerstreich.

Dunkle Nacht, in welcher der Regen in Strömen vom sternlosen Himmel stürzte, lag über Breslau, der Hauptstadt der preussischen Provinz Schlesien. Gegen zwei Uhr Morgens wurde die Klingel eines der größeren Gasthäuser heftig angezogen. Der Pförtner schloß schlaftrunken das Thor auf. Ein Herr in weitem, langem Mantel, streckte den Kopf zu einer Niethutsche heraus, und fragte, ob er ein Zimmer erhalten könne. „Zu Befehl!“ antwortete gähnend der Thürhüter, und führte den fremden Mann im Mantel hinauf.

„Morgen früh sechs Uhr, den Barbier,“ herrschte der seltsame Gast dem Pförtner zu, „und guten Kaffee, denn um sieben Uhr reis' ich ab!“

„Soll geschehen, Herr! Wünsche wohl zu ruhen!“

Punkt sieben Uhr erschien der Barbier, sowie auch der Kaffee, und der Hausknecht holte die Sachen des Reisenden zum Säubern. Nach einer kleinen Halbstunde klingelte es heftig in dem Zimmer des Fremden. Ein stinker Kellner fliegt hinauf.

„Meine Sachen!“ befiehlt barsch der Fremde. Der Kellner eilt auf den Vorplatz und brüllt in den Hof hinunter: „Johann! die Sachen für Nummer 43!“ — „Gleich!“ ruft der Johann.

Bald darauf klingelt's wieder. Dieselbe herrische Forderung, derselbe Ruf, dasselbe „gleich!“ — Wieder eine kurze Ruhe und darauf ein Klingelgetöse, als sollte sie abgerissen werden.

Mehrere Kellner auf einmal stürzen hinauf. „Meine Beinkleider!“ kommandirt der Klingler.

Wieder geht's zum Vorplatz, wieder heißt's: „Johann! die Hosen für Nummer 43!“ und abermals erschallt das nämliche „gleich!“

Immer ernster wird das Drängen nach den Beinkleidern von Seiten des Gastes; die Kellner gehen nicht mehr, sie fliegen. Endlich kommt einer derselben mit der verlegenen Erklärung: „Der

Hausknecht sagt, er habe von 43 keine Beinkleider genommen!"

Der Gast schien erstarrt: "Das ist mir einmal eine schöne Wirthschaft!" schimpft er. "Bin ich etwa ohne Hosen in's Haus gekommen? Schnell, ruft den Wirth herauf!"

Dieser erschien kurz nachher ernstes Schrittes. Die Sache wird besprochen hin und her. Der Wirth weiß nichts zu entscheiden und stellt, schlimmsten Falles, ein Paar neue Beinkleider dem Fremden zur Verfügung. — "Ach was, neue Beinkleider!" ruft dieser. "Die Beinkleider sind das Wenigste, pure Nebensache! Aber meine Börse mit einundzwanzig Stück Friedrichs'or, sieben harten Thalern und Kleingeld befand sich darin!"

Der Wirth erschrickt und entfarbt sich. Nun gab's großen Aufbruch im Gasthof, Nachsichungen werden gehalten, Alles umsonst! Der Fremde fängt an zu donnern und zu spektakeln. Der Ruf des Gasthofs steht auf dem Spiel und der Wirth bietet daher alles Mögliche auf, seinen tobenden Gast zu befriedigen. Eine Auswahl schöner Hosen wird aus dem nächsten Kleiderladen geholt, in Nummer 43 gebracht, mit der ergebensten Bitte, den räthselhaften Vorfall zu verschweigen. Die in der Börse angeblich vorhandene Summe wird bei Heller und Pfennig ersetzt. Nach vielem Bitten und Zureden verspricht der Fremde zu schweigen, bezahlt seine Rechnung und reiset ungeküßt ab.

Am andern Tage kam der Wirth, bei einem Gange durch die Stadt, zu einem bekannten Weinhändler und nahm Platz am wohlbesetzten Stammtisch. Man plaudert von allerlei, als plötzlich einer der Gäste mit folgenden Worten sich an den Weinhändler wendet: "Nun, Freundschen, sag' einmal, was sell denn das heißen? Willst du einen Laden mit alten Kleidern anfangen? Da hängen nun schon seit gestern ein Paar schäbige, zerlumpfte Hosen."

"Ja, damit ging's mir ganz kurios," entgegnete der Gefragte. "Denkt euch, kommt vorgestern ein Kerl hierher, ißt und trinkt, und als es zur Bezahlung kommen soll, hat der Lump kein Geld. Morgen, sagt er. Ich forderte durchaus irgend ein Pfand, zum Beispiel den großen Mantel, welchen er auf sich trug. Aber stellt euch vor, — nein, es war zu komisch, — er zieht seine Hosen aus und gibt sie mir in Verfaß. Er hat aber heute noch das Pfand zu holen!"

"Wie sah denn der Kerl aus?" forschte ziemlich kleinlaut der Gasthofbesitzer. — Die Beschreibung paßte ganz genau, kein Zweifel konnte obwalten und man hörte den Ausruf: "Nun, dann bin ich der Geprellte! Die Hosen kosten mich 137 Thaler!" — Allgemeine Ueberraschung.

Die Tante.

Für kleine und große Kinder, wie's eben kommt, sind Tanten, auch Nuhmen genannt, oft gar wichtige Personen, besonders wenn sie einem mit Liebe und Wohlwollen, die Freigebigkeit im Geleite haben, begegnen und gerne Freude machen. In manchen Familien gibt es Tanten, welche bald aus dieser, bald aus jener Ursache ledigen Standes geblieben, nicht unter die Haube gekommen sind. Solche jungfräulichen Tanten, die nicht für eigene Kinder zu sorgen und zu wirken haben, hängen dann gewöhnlich mit Leib und Seele an ihren Neffen und Nichten und vertreten, wo's leider nothwendig geworden, nicht selten Mutterstelle an ihnen. Auch der Bote kennt solche liebe und fürsorgliche Tanten, solche zartfühlende und aufopfernde Seelen, und hat großen Respekt vor denselben und bewundert ihr mütterliches Walten und Streben. Nachstehendes schöne und gemüthliche Gedicht, in welchem solch eine Tante recht eingeführt ist, wird, wie der Bote hofft, seinen lieben Lesern, wenn's auch etwas trüb und traurig klingt, gewiß willkommen sein. Der Verfasser desselben ist einer seiner guten Freunde und hat ihm erlaubt, es in den Kalender einzurücken. Also:

Die Tante.

Ich bin so alt und lebensfatt,
Das Aug' ist blind, die Hand ist matt,
Das Herz ist weß und freudenleer
Und seufzt nach seiner Ruhe sämer.
Allein zog ich durch's Leben fort,
Allein such' ich den stillen Ort,
Wo ich sie finden werde.

Nie hat, von Schwesterhand geküßt,
Der Brautkranz mir das Haar geschmückt;
Nie lehnt' ich mich mit sel'ger Lust
An eines theuern Gatten Brust;
Nie hat ein Sohn von Huld gewiegt,
In meinen Mutterarm geschmiegt,
Mich wunnig angelächelt.

Es kam wohl der und jener Mann
Und bot mir Hand und Habe an;
Ich schaute jedem in's Gesicht
Und immer war's der rechte nicht.
Und der, den ich im Herzen trug,
Er ging an mir vorbei und frug —
Und frug bei einer Andern.

Ach nein, nicht er! Erdröthend trat
Er vor mich — troß erbebt' ich! — bat
Mich um ein günstig Wort für ihn
Bei meiner schönern Nachbarin.
Mit stummer Wehmuth sag' ich zu,
Und ging, und mit erzwung'ner Ruh
Gewann ich ihm das Jawort.

Die Schwestern freiten nach der Reiz;
Ich war gefaszt und blieb dabei.
Ich sah nicht vorwärts noch zurück,
Mein Lebensglück war fremdes Glück.
Ich nahm von ihres Hausbalths Müß,
Von Krankenpflege spät und früh,
Mein redlich Theil und gerne.

Ich war des Säuglings Wärterin,
Ich war des Knaben Hüterin,
Und hatte täglich meine Noth
Mit Nährchen und mit Zuckerbrod,
Zur Christbeseherung um mich her
Schaar' ich, als ob's mein eigen wär',
Das liebe laute Völkchen.

Schon zwei Geschlechter führt' ich so,
Mit Sorgen treu, mit Segen froh,
Vom Taufstisch an den Traualtar,
Vom Wiegenbett zur Todtenbah,
Schon blüht das dritte zart heran,
Doch ach, mein trübes Auge kann
Das junge Glück nicht schauen!

Nun bin ich alt und lebensfakt,
Der Kopf ist schwach, die Hand ist matt;
Das Herz ist weß und freudenleer
Und feußt noch seiner Ruhe schwer.
Ich hab', eh mich die Nacht umhüllt,
Wohl manche Lücke ausgefüllt —
Und werde keine lassen!

Die Höflichkeit.

„Guten Morgen! — Guten Tag! — Guten Abend! — Gute Nacht!“ Sodann noch: „Wie geht's?“ „Wie befinden Sie sich?“ „Welch' schönes Wetter haben wir!“ Das sind im Allgemeinen die gewöhnlichen Begrüßungen, Fragen und Ansprachen, die wir Menschenkinder im Gebrauche haben, ohne dabei manchmal nicht weiter zu denken, als uns die Nase geht. 'S ist nun einmal so Gebrauch und Mode. In einigen Ländern sind Grüße von mehr Bedeutung üblich, wie zum Beispiel dieser: „Gelobt sei Jesus Christus!“ worauf geantwortet wird: „In Ewigkeit!“ Oder auch der Russen frühlicher Ostergruß: „Der Herr ist auferstanden!“ und die nimmer fehlende Entgegnung: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“

Sogar mit unsern abgedroschenen, alltäglichen Begrüßungsformeln ist jedoch die Höflichkeit ein aus der Liebe entspringendes, gesellschaftliches Band; obgleich meistens nur äußerlich, nimmt sie höhere Bedeutung bei denen an, welche von christlichen Gesinnungen belebt sind; diese thun es von ganzem Herzen.

Wenn des Morgens die Fensterläden sich öffnen, die Nachbarn vor die Thüren treten und sich gegenseitig einen „guten Morgen“ wünschen, da blickt derselbe, in welchem die Liebe zu Gott wohnt, gen Himmel und betet still: „Ja, Herr,

schenke mir und meinen Nachbarn, allen deinen Kindern einen guten, gesegneten Tag heute; lehre uns, deinen Willen zu thun und lasse dein Angesicht leuchten über uns!“

Diese Wünsche sind bisweilen ganz passend und zeitgemäß; der Nachbar dort drüben hat sich gestern den ganzen lieben langen Tag mit seiner Frau herumgezankt. Möge der Gott des Friedens heute den unglücklichen, feindlich gesinnten Leuten einen bessern Tag geben und eine nachgiebige, veröhnliche Stimmung.

Und dort der arme Schuster neben an. Unruhe und Traurigkeit sprechen deutlich aus seinem Antlitze; ihm fehlt Arbeit und Verdienst; immer näher rücken Armuth und Elend. Schenke ihm, Herr, einen guten Tag; sende ihm freundlich einige Kunden zu. Da fällt mir eben 'was ein: ich will ein Paar neue Schuhe bei ihm bestellen; das wird eine Empfehlung für ihn sein und ich werde Nachahmer finden.

Und jene immer traurige und gedrückte Wittve dort. Neulich klagte sie mir: „Für mich gib't's keinen guten und schönen Tag!“ Der armen Frau ist deine Güte und Barmherzigkeit fremd, Herr! Sie weiß nicht, daß Lichtstrahlen vom Himmel herab den düstersten Unmuth, die größte Verzweiflung erhellen können; daß, in deiner Nähe, auch die Traurigsten Freuden finden. Tröste und heile ihr bekümmertes, erbittertes Herz durch einen Blick deiner zärtlichen Vaterliebe.

Wie wird oft der Wunsch und der Abschiedsgruß „gute Nacht“ zum heißen Gebete, wenn es sich um einen Engbrüstigen handelt, der nicht mehr ruhig im Bette liegen kann und, aufrecht sitzend, jede Minute zählt, weil ihm das Athmen allzu schwer fällt.

Das nach dem Begegnungsgruß gesprochene Wort: „Heute macht's schönes Wetter!“ stimmt das Herz fröhlich und fordert zur Dankbarkeit auf, wenn nach langen, kalten Regentagen, welche die Ernte gefährdeten, des Himmels heitere Bläue wieder lacht, die Sonne wieder segensreich auf die Erde strahlet, als wollte sie uns sagen, der Herr hat sich über euch erbarmet und seine Güte nimmt kein Ende.

Mittelst der Höflichkeit, wenn echte Nächstenliebe sie einflößt, kann man auf die Seelen seiner Nebenmenschen einwirken; sie ist eine stumme, wortlose Predigt. Haft du den giftigen Blick bemerkt, den der Krämer drüben dir zugeworfen hat? Er ist erbittert über dich, weil du manchmal auch etwas bei seinem Geschäftsbruder kaufst. Grüße ihn drum nur desto freundlicher und herzlicher, wenn du an seinem Laden vorbeigehst. Wer weiß, deine Höflichkeit wird vielleicht seinen schändlichen Brodneid verzagen und zugleich sei-

nen Geiz, der wie Spinnengewebe sein Herz umstrickt hält.

Grüße besonders die, welche niedriger stehen als du. Ein freundlicher „guten Morgen“ wird deinem Diener, deiner Magd frischen und frohen Muth geben für den ganzen Tag und sie dir und deiner Familie anhänglich und ergeben machen, da hingegen die stolze Grobheit der Herrschaft nur schlechte Gefühle bei den Dienstboten erweckt. Bist du höflich und leutselig gegen deine armen Nachbarn, so werden sie deine Freunde sein, und das hat seine Wichtigkeit, denn man ist oft eines niedriger Gestellten höchst bedürftig.

Findest du in deiner Umgebung einen verfallenen, gesunkenen Mann, so grüße ihn höflich; dein Huthlappen kann für diesen Unglücklichen von großem Einfluß und von Bedeutung sein. Vielleicht wird er bei sich sagen: „Sieh' da, er hat mich gegrüßt, wie man einen Ehrenmann grüßt, du bist also noch.... oder könntest es wenigstens noch werden, ein geachteter Mann! Nimm dich zusammen, mach' eine Anstrengung, kehre zu Gott zurück! Noch ist ja Hoffnung vorhanden!“

Ach, wie viel Himmelslicht könnten wir auf diese arme Erde niederglänzen machen und in die Herzen auf vielfache Weise die lebendigen Wasser von Oben zurückleiten, wenn wir selbst gewöhnt wären, an diesem reichen Strome zu trinken. O Gott und Vater, erfülle uns, einen für den andern, mit den Tröstungen deines lieben Sohnes, mit helfender Liebe, herzlicher und aufrichtiger Zuneigung, Mitleid und Barmherzigkeit, damit wir Alle in gutem Einverständnis miteinander leben, in Frieden und Einigkeit, Alle erfüllt von den nämlichen Gefühlen der Sanftmuth und der Güte.

Ein beherzter Arzt.

Der König von Frankreich, Ludwig XV, war, während einer Reise, schwer erkrankt und mußte in der Stadt Metz, wohl oder übel, das Bett hüten. Der königliche Patient machte seinem Leibarzt nicht wenig Mühe, besonders wegen seiner hartnäckigen Weigerung, die ihm verordnete Arznei, welche freilich den Saunen nicht gar angenehm kitzelte, zu nehmen. „Gew. Majestät, ich befehle es!“ rief mit fester Stimme der muthige Doktor. Staunend, ja zürnend schaute Ludwig ihn an und fragte: „Wie, Doktor, Sie, Sie befehlen es mir, mir Ihrem König?“

„Ja, Sire, heute muß ich Ihr Gebieter sein, damit Sie noch länger unser Monarch bleiben!“ entgegnete schnell gefaßt der Arzt, und hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Die gewünschte Wirkung ließ nicht auf sich warten, und Ludwig erlangte wieder seine Gesundheit.

Unter Menschenfressern.

(Mit einer Abbildung.)

In der Zeitschrift: „Das illustrierte Buch der Welt“, hat der Bote nachstehende merkwürdige Erzählung gefundt:

Im chinesischen Meere liegt die Insel Formosa, welche einen Flächeninhalt von beiläufig 1200 Quadratmeilen enthält. Sie ist gegenwärtig von zwei Volksstämmen bewohnt, von Chinesen und Indianern. Die Ersteren haben den nördlichen und westlichen, die Letzteren den südlichen und östlichen Theil inne. Beide Völkerschaften sind durch ein Gebirge getrennt, welches die Insel der Länge nach in zwei Hälften scheidet, und beide Theile sind in ihrer Beschaffenheit eben so verschieden von einander, wie die Bewohner derselben, indem das Land der Chinesen niedrig, wellenförmig und zum Ackerbau geeignet, das der Indianer bergig und, mit einiger Ausnahme, unfruchtbar ist. Die Chinesen sind von kleiner Statur, furchtsam und den Künsten des Friedens ergeben; die Indianer von starkem Körperbau, wild und kriegerisch. Die Chinesen leben von ihren Heerden, von Ackerbau und Gewerben, die Indianer von Plünderung und Verraubung ihrer friedlichen Nachbarn. Ein immerwährender Kriegszustand besteht zwischen beiden Völkern. In starken Heerhaufen ziehen die Indianer über die Berge, stürzen sich auf die chinesischen Ansiedlungen, plündern und verbrennen die Häuser, treiben das Vieh weg und schleppen Männer, Frauen und Kinder in die Gefangenschaft. Diese Gefangenen müssen den Wilden entweder als Sklaven dienen, oder sie werden von ihnen aufgezehrt, denn die Indianer sind Menschenfresser, oder, gelehrter gesprochen, Anthropophagen.

Vor mehreren Jahren litt das englische Schiff „Walter Musgrave“ genannt, an der östlichen Küste der Insel Schiffbruch. Von der aus sieben- unddreißig Köpfen bestehenden Bemannung gelang es nur vier Matrosen, halbnaakt und im elenbesten Zustande das Land zu erreichen. Unter ihnen befand sich auch ein Deutscher, Georg Köthen aus Schleswig, dem wir die nachstehende Erzählung verdanken:

Als unser Schiff in der Nähe der Insel Formosa auf einem Riffe, etwa dreihundert Schritte vom Lande, in Stücke ging, glückte es mir, einen Balken zu erfassen, an dem ich mich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden festklammerte. Drei andere von der Mannschaft ergriffen denselben Balken. Während einiger Minuten wurden wir mit rasender Schnelligkeit herumgewirbelt, dann erfaßte uns eine ungeheure Woge und warf uns auf einen Felsenvorsprung, der etwas über der

brausenden und schäumenden Brandung emporragte. Obgleich wir vor Erschöpfung halb todt und an allen Gliedern zerfchlagen waren, so gelang's uns doch, mit Anstrengung aller unserer Kräfte einen etwas höheren Standpunkt zu erreichen und so aus einer Lage zu kommen, in der wir jeden Augenblick wieder in das Meer zurückgespült werden konnten.

Solches begab sich ungefähr um die Mittagsstunde, während der Sturmwind heulte und der Regen in Strömen niederstürzte. Wir hatten zwar keinen weiten Ausblick auf die stürmische See, konnten aber doch den Platz wahrnehmen, an welchem unser Schiff gescheitert war. Von der ganzen Bemannung waren wir die einzigen Ueberlebenden, und als wir auf die drohenden Klippen über uns und auf die schreckliche Zerstörung ringsum hinblickten, des Sturmes wilhem Brausen lauschten und unsere fast hoffnungslose Lage auf einer Insel, welche von Menschen fern bewohnt sein sollte, in Erwägung zogen, so kamen wir beinahe in Versuchung, diejenigen zu beneiden, welche bereits ihren letzten Schlaf schliefen. Ihre irdischen Schicksale waren wenigstens vorüber, während uns die Zukunft vielleicht Schrecken und Leiden aufgespart hatte, gegen die der Tod eine Wohlthat sein würde. Aber die Liebe zum Leben erhielt uns mitten in unserm Glende aufrecht, und dem treuen und barmherzigen Gott für unsere Erhaltung dankend, begannen wir, an den steilen Klippen emporzuklimmen. Doch, bei unserm erbärmlichen Zustande, ging dieß nur sehr langsam von statten und saft jeder unserer Schritte war von Seufzern und Stöhnen begleitet.

Endlich erreichten wir die Spitze. Vor uns lag ein dichter Wald. Einige Minuten hielten wir an, um auszuruhen, und setzten sodann unsern Weg fort. Nachdem wir uns etwa während einer halben Stunde durch das dicke Untergebüsch hindurchgearbeitet hatten, sahen wir zu unserm Erstaunen plötzlich ein kleines nettes Dörfchen vor uns liegen, das auf einem benachbarten Hügel erbaut war, an dessen Fuß ein plätschernder Bach vorüberfloß. Auch Gärten, Obstbäume und Rasenplätze glaubten wir unterscheiden zu können. Weiter ab ließen sich dann Weideplätze und Getreidefelder wahrnehmen. Ueberhaupt zeigte das Ganze einen Anstrich von Kultur, wie wir's hier nicht erwartet hätten. Unmögklich konnte dieß die Wohnstätte von Menschenfressern sein. Wir jauchzten vor Freude, daß uns die Vorsehung zu einem Volke geführt, das uns die Rechte der Gastfreundschaft nicht vertragen würde. Großer Gott, wie wenig Ahnung hatten wir damals von dem, was uns bevorstand!

Als wir uns wieder mit erleichtertem Herzen und freudigem Muth in Bewegung setzen wollten, trat unter uns Vieren ein trauriges Ereigniß ein. Einer von uns, welcher eine ganz besondere Freude über den Anblick des Dorfes an dem Tag gelegt hatte, stand plötzlich stille, setzte sich nieder und drückte die Hand auf die Brust, indem er sich über ein Gefühl von Erstickung beklagte. Fast in demselben Augenblicke fiel er auf den Rücken zurück, und als wir ihn näher untersuchten, fanden wir zu unserm Schrecken, daß er todt war. Dieser Matrose hatte seit längerer Zeit an einem Herzleiden gelitten. Die erduldeten Anstrengungen und die Aufregung hatten seinen schnellen Tod herbeigeführt. Da uns alle Mittel fehlten, ihn zu begraben, so legten wir den Leichnam auf einem vorspringenden Felsen nieder, nahmen die wenigen Kleinigkeiten, die sich in den Taschen befanden, zu uns und setzten in gedrückter Stimmung unsern Weg nach dem Dorfe fort, woselbst wir den nöthigen Beistand zu erhalten hofften, um dem armen Kameraden den letzten Dienst erweisen zu können. Wohl nannten wir ihn damals einen armen Burschen, indeß uns später sein Schicksal im höchsten Grade beneidenswerth erschien.

Als wir uns dem Dörflein näherten, stiegen wir auf etliche chinesische Arbeiter, welche während des Sturmes Felzarbeit verrichteten. Bei unserm Anblick erhoben sie ein Schreckensgeschrei und ergriffen die Flucht. Wenige Augenblicke darauf war das ganze kleine Dorf in wildester Bewegung, der Ton von Hörnern und Trommeln ließ sich vernehmen, und Männer, Weiber und Kinder rannten in der größten Verwirrung umher. Wir hielten an, um die Aufregung vorübergehen zu lassen, und bald darauf rückte ein Haufen von zwanzig bis dreißig riesigen Kriegern vorsichtig gegen uns heran. Sie waren mit Bogen, Pfeilen, Speeren, Messern und theilweise auch mit chinesischen Luntens Flinten bewaffnet. Als sie langsam gegen uns herankamen, hielten wir ihnen unsere offenen wehrlosen Hände entgegen und betrachteten sie mit bangem Herzen, denn wir sahen, daß sie die gefürchteten rothen Männer seien, über die wir schon so schreckliche Berichte vernommen.

Ihr Neukeres war eben nicht abstoßend zu nennen; sie besaßen eine hohe schlankte Gestalt, der es nicht an Ebenmaß fehlte. Ihre Haut hatte eine helle Kupferfarbe und ihr schwarzes Haar fiel in langem dichtem Wuchse nieder auf Nacken und Schultern. Dagegen wollte mir der Ausdruck ihres Gesichts keineswegs gefallen, da sich Wildheit und Sinnlichkeit darin abspiegelten. Ihre Augen waren schwarz und schlangenartig,

ihre Stirn schmal, ihre Backenknochen hoch und scharf, ihre Nase groß und gebogen, ihr Mund und Kinnlade breit und sehr stark entwickelt. An den Kopf trugen sie eine Art Turban und um den Leib einen Streifen Baumwollenzeug. Diese Gegenstände bildeten ihre einzige Bekleidung. Als Zierde hatten sie große, weit herabhängende Ringe in den Ohren.

Sobald sie sich davon überzeugt hatten, daß wir nicht bewaffnet und feindselig gesinnt seien, traten sie uns kühn entgegen, und Einer, welcher der Anführer oder Häuptling zu sein schien und durch ein rothes Tuch um die Lenden von den Anderen sich auszeichnete, fragte uns durch Zeichen, woher wir kämen. Ich antwortete ihm, so gut ich konnte, und als ich ihm zu verstehen gab, daß wir Schiffbruch gelitten, war er hoch erfreut und ließ uns eiligst nach dem Dorfe führen, wo wir von den Weibern und Kindern einer genauen und sehr lästigen Besichtigung unterworfen und dann in einem kleinen steinernen Hause, das nur ein Gemach und, außer der Thüre, keine Oeffnung hatte, eingeschlossen wurden.

Hier blieben wir, eine Beute der verschiedenartigsten Vermuthungen, bis zum Eintritt der Dunkelheit, wo der Häuptling und mehrere Krieger mit einer Fackel hereinkamen und uns einige Dinge zeigten, welche den Beweis lieferten, daß sie die Trümmer unseres Schiffes aufgefunden hatten. Dann zogen sie uns die Kleider aus und befühlten unsere Glieder, gerade wie die Metzger die Thiere untersuchen, welche sie schlachten wollen. Da wir uns erinnerten, daß wir uns unter Menschenfressern, unter Kannibalen befanden, so zitterten wir vor Schrecken am ganzen Körper und bedauerten nur, daß wir nicht mit dem Schiffe zu Grunde gegangen waren. Meine beiden Gefährten waren größer und kräftiger als ich, und einer davon that sich sogar durch seine Wohlbeleibtheit hervor. An ihm schienen die Wilden ein besonderes Wohlgefallen zu haben. Sie kniffen und patschten ihn und nickten einander mit zufriedenem Lächeln zu, während der arme Bursche mit bleichen Lippen und hervorgequollenen Augen wie ein leibhaftes Bild des Schreckens aussah. Auch mein anderer Unglücksgefährte fand Gnade vor ihren Augen. Mir schenkten sie dagegen nur wenig Beachtung, und zum ersten Mal in meinem Leben dankte ich Gott dafür, daß ich klein, mager und knochig war.

Nach dieser Untersuchung entfernten sich die Wilden und nahmen alle unsere Kleider mit. Später erhielten wir eine große Schüssel voll gekochten Reis und ein Gefäß mit Wasser. Wir fühlten jedoch nur sehr wenig Appetit und unser

unruhiger Schlaf auf dem kalten nackten Boden war von fieberhaften Träumen unterbrochen.

Um Mitternacht ließ der Sturm nach und der Morgen war heiter. Bei Tagesanbruch kamen sechs Wilde mit Seilen in unser Gefängniß und banden uns die Hände auf den Rücken. Sodann führten sie uns hinaus auf einen freien Platz in der Mitte des Ortes, wo die meisten Einwohner versammelt waren. Fast jeder Indianer, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, hatte einen chinesischen Sklaven bei sich. In der Mitte dieses Platzes befand sich eine kreisförmige steinerne Mauer von ungefähr fünf Fuß Höhe und sechzig Fuß Umfang, deren Inneres mit Reisig und Scheitholz angefüllt war. Der stärkste meiner Gefährten wurde von uns getrennt und mit einem Chinesen, der ihm an Größe und Gestalt gleich, mit starken Riemen, Rücken an Rücken, sehr fest zusammengebunden, worauf man Beide, unter dem Freubengeschrei der Wilden, über die kreisförmige Umwallung hob und das Holz anzündete. Keine Feder vermochte das schreckliche Schauspiel, das nunmehr folgte, zu beschreiben. Noch heute tönt das Jammergeschrei, das Stöhnen und Wimmern der armen Opfer, als die Flammen ihr Fleisch versengten und sie buchstäblich bei lebendigem Leibe rösteten, in meinen Ohren. So oft einer von ihnen aus dem inneren Flammenkreise zurückzuweichen suchte, zog er den andern tiefer hinein, und ihre dadurch entstehenden Kämpfe verursachten ihren Feingern ein solches Vergnügen, daß sie durch Gelächter deren Jammergeschrei fast übertäubten. Als sie zuletzt erschöpft zu Boden fielen, ließ man sie liegen und röstete, bis das Feuer ausgebrannt war. Dann wurden die Körper hervorgeholt und jeder der Anwesenden schnitt sich nach Gefallen Stücke davon ab und verzehrte sie mit Wohlbehagen. Als Alles vorüber war, wurden ich und mein letzter Kamerad, mehr todt als lebendig, wieder in unser Gefängniß zurückgebracht.

Hierauf blieben wir eine Woche lang eingeschlossen, und dann wurde mein Gefährte hinausgeführt und auf die nämliche Weise wie die beiden Andern geröstet. Ich blieb dann allein zurück, der letzte Ueberlebende von der unglücklichen Schiffsmannschaft. Aus Furcht, dem Schicksale meiner Genossen zu verfallen, wenn ich an Körperfülle zunähme, hatte ich mich fast bis zum Gerippe ausgehungert, als man mir, nach Ablauf von zwei Wochen, ankündigte, daß ich frei sei, aber eine der Indianerinnen zur Frau nehmen müsse. Das für mich ausgewählte Weib war zwar alt und häßlich, aber ich nahm sie mit anscheinender Freude an, weil ich die Hoffnung hegte, später Gelegenheit zur Flucht zu erhalten,



Unter Menschenfressern.

und so wurde ich ein Mitglied der höllischen Bande.

Mehrere Wochen lang wurde ich genau beobachtet und überwacht. Da ich mich aber stellte, als sei ich mit meinem neuen Leben vollkommen zufrieden, so ließ die Wachsamkeit meiner Hüter nach und ich gewann die Gewißheit, daß es mir gelingen werde, über die Berge zu einem andern Volkstamm zu entfliehen. Mittlerweile war ich Zeuge von mehreren andern Menschenopfern, und nur durch allerlei List vermochte ich es abzuwenden, daß ich nicht an den graufigen Mahlzeiten theilnehmen mußte.

Von den übrigen Menschenfressern der Insel Formosa erhielt ich nur wenig Kenntniß, was ich aber von denjenigen sah, unter denen ich drei Monate lang ein Gefangener war, läßt mich annehmen, daß sich die ganze Stippchaft noch im vollen Zustande der Wildheit ihrer barbarischen Vorfahren befindet. Wahr ist's, ihre Häuser und ihre Ländereien zeigen einen Anstrich von Gesittung, aber diesen verdanken sie ganz dem Fleiße und der Geschicklichkeit ihrer weißen Gefangenen, die sie völlig nach ihrer Laune verwenden und hinschlachten. Gleich den amerikanischen Wilden lieben sie körperliche Uebungen und bringen ihre meiste Zeit mit Jagen, Fischen und Herumschwärmen zu. Sie haben Kriegsgesänge und Kriegstänze; auch eine Art Religion, welche darin besteht, daß sie sich den bösen Geist durch die teuflischen Menschenopfer geneigt zu machen suchen. Einzelne von den Weibern haben ein gutes Aussehen, aber sie sind wild und unlenksam, und ihre Sittlichkeit steht auf der tiefsten Stufe. Die drei Monate, die ich unter diesen Wilden zubringen mußte, waren für mich in jeder Beziehung schrecklich. Sie haben mir mehr zugesetzt, als alle Leiden, Entbehrungen und alle harten Arbeiten der früheren Jahre meines Lebens zusammengekommen.

Endlich gelang es mir, während der Nacht zu entfliehen. Zuerst verbarg ich mich zwei Tage lang in einem hohlen Baume, dann setzte ich meine Reise unter mancherlei Gefahren fort, bis ich in ganz erschöpftem Zustande eine größere chinesische Ansiedelung erreichte.

Hier wurde ich freundlich behandelt und gepflegt, und erhielt später Gelegenheit, mich nach der chinesischen Stadt Canton und von da nach Hamburg einzuschiffen. Allein seit meiner Rückkehr in die Heimath bin ich nicht mehr derselbe Mensch wie zuvor, und die Erinnerung an die schrecklichen, gräßlichen Auftritte, denen ich beiwohnen mußte, erfüllt mich noch in wachendem Zustande mit Schauer und Grausen, und verfolgt mich des Nachts in meinen Träumen.

Der Bote meint, der geneigte Leser wird sich des dem armen Georg Köthen auf's Wort glauben.

Der rettende Hund.

Im Augustmonat des Jahres 1824 ereignete sich folgender merkwürdige Fall in der Schweiz, dem schönen, großartigen Gebirgslande:

Mathias Sturz, ein wackerer, junger Gensjäger im Kanton Schwyz, einem der sogenannten Urkantone, war einer der tüchtigsten und geschicktesten Schützen. Eines Morgens, bei Tagesanbruch, verließ er seine Wohnung und nahm Abschied von den Seinen, einem jungen Weibe und einem einjährigen Knäblein, um der Jagd auf die flinken Gensjen nachzugehen, wobei ihn gewöhnlich das Glück begünstigte, daß er selten ohne Beute heimkehrte. Angelangt an Ort und Stelle, beinahe anderthalb Stunden von seinem Häuschen entfernt, suchte er, von seinem treuen Hunde begleitet und von Felsklippe zu Felsklippe kletternd, den schmalen, gefahrvollen Pfad, wo jeder Augenblick ihm Tod und Verderben drohete.

So war der Mittag herangerückt und des Jägers Auge hatte noch nichts erspäht, um einen Schutz thun zu können. Allmählig hatten sich dunkle Gewitterwolken über die ganze Gegend verbreitet, häufige Blitze und des Donners fernes Rollen verkündeten die Nähe des Sturmwetters. Mathias aber, an dergleichen längst schon gewöhnt, kümmerte sich wenig darum und setzte, mit der den Jägern überhaupt, ganz besonders aber den Gensjägern eigenthümlichen Jagdbegierde, seinen mühsamen und gefahrvollen Weg fort. Jetzt kam er an das Ende einer langen, steilen Felsenwand, um deren Ecke sich ein schmaler Weg, aber auf der andern Seite rechts ein jäher Abgrund vor ihm aufthat, und an dessen Fuß, tief unten im Thal, sich ein schäumender Waldbach mit brausendem Getöse hinwürgte. Hier angekommen, erblickte Mathias um den Vorsprung der Ecke der Felsenwand einen Gensbock auf einen ungefähr fünfzig Schritte von ihm entfernten Felsblock zuweilen. Er näherte sich daher vorsichtig der gefahrvollen Ecke, um daselbst festen Fuß fassen zu können zum Schuß.

Raum zwei Fuß breit war der Pfad von der äußern Ecke um die Wand, dabei nach der tiefen Felschlucht zu abschüssig und mit lockerem Kies und Kollsand bedeckt. Ein Blick in die Tiefe zu seiner Rechten machte den sonst so rüstigen Waldmann schwindeln, aber der Gedanke, dem Thier so nahe zu sein und es sicher erlegen zu können, ließ ihn die drohende Gefahr nicht achten. Langsam, mit großem Bedacht, schritt er vorwärts.

Wohl war er jetzt glücklich an der gefährlichen Stelle vorübergekommen, allein plötzlich wurde sein Weitervorrücken gehemmt, denn kaum noch einen Schritt vor ihm bot sich seinem Blicke, weit schrecklicher noch, ein schroffer Abgrund dar, der ihm die Besitznahme des Gemsbocks, wenn er ihn auch glücklich erlegt haben würde, unmöglich machte. Ueberdies hatte das kluge Thier kaum das Nahen eines Menschen gewittert, als es durch den ihm eigenen starken Pfiff seinen ringsum weisenden Gefährten die drohende Gefahr verkündete und auf einmal den Augen des Jägers entchwand.

Umkehren, und so den nämlichen Weg zurücklegen, war keine Unmöglichkeit. Trotzdem blieb Mathias seine andere Wahl übrig, als mit der größten Vorsicht seinen Rückzug, hinter sich schreitend, anzutreten.

Mittlerweile erhob sich ein gewaltiger Sturm, der Vorbote des nahenden schweren Gewitters. Es wurde finster und immer finsterner um den Jägermann; unaufhörlich rollte der Donner und in gewaltigen Strömen ergoß sich der Regen aus den Wolken. Schon hatte der Geängstigte rückwärts gehend, die Ecke erreicht und suchte auch noch die wenigen, jedoch gefahrvollen Schritte auf diese Weise zurückzulegen, als der Sturmwind auf's Heftigste daher wüthete. Der arme Mann konnte sich nicht mehr halten; er wollte sich niederlegen, aber der Boden wich unter seinen Füßen! Es wurde Nacht vor seinen Augen, und mit dem Rufe: „Jesus Maria!“ stürzte er den Abgrund hinab! . . .

Solches geschah um die Mittagsstunde. Schon war der Abend eingebrochen, als Mathias durch einen krampfhaften, brennenden Schmerz am linken Arme aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte; aber seine Sinne fingen fast auf's Neue an zu schwinden, denn ein großer Lämmergeier hatte mit dem einen seiner gewaltigen Fänge des Jägers linken Oberarm festgepackt und seine scharfen Krallen tief in das Fleisch eingeschlagen, während er mit dem andern und den ausgebreiteten Flügeln den treuen Hund, der durch unaufhörliches Bellen den Raubvogel von seinem Herrn verschonen wollte, von sich abzuwehren suchte. Der muthige Waidmann besann sich jedoch nicht lange; schnell ergriff er fein in dem Gürtel steckendes scharfes Messer, durchschnitt damit eiligst dem grimmigen Thiere das Fußgelenk und versetzte ihm noch mehrere tödtliche Stiche. Der Schmerz überwältigte den Lämmergeier und erleichterte so dem guten, starken Hunde den Kampf mit demselben.

Eine nicht bedeutende Verrenkung am linken Fuß ausgenommen, — zum Glück war er auf

einen Haufen Mollsand gefallen, — und die Wunde am linken Oberarm, aus welchem Mathias den abgeschnittenen Fang vorsichtig herausnehmen mußte, stand er doch wieder rüstig auf, und tödtete vollends den riesigen Vogel.

Auf Umwegen hatte der treue Hund das Felsenthal zu erreichen gewußt, in welches sein Herr gestürzt war, und kam, von der wachenden Vorsehung Gottes geleitet, demselben zu Hülfe, um ihn vor dem drohenden, schmerzhaften und schmachlichen Tode zu erretten. Denn nur durch den Hund wurde der Lämmergeier abgehalten, seiner Beute sich zu bemächtigen und dieselbe zu verzehren.

Statt eines erlegten Gemsbocks trug Mathias dieß Mal den Lämmergeier nach Hause und entsagte, von diesem Tage an, dem gefahrvollen Leben eines Gamsjägers. Sein treuer Retter aber wurde werth gehalten und von der dankbaren Familie bis an sein Ende bestens gepflegt.

Der abgeschchnittene Fang des gefährlichen Raubvogels wird, zum Andenken an den glücklich vorübergegangenen Unfall, aufbewahrt und soll sich forterben auf des Waidmanns späteste Nachkommen.

Wucher und Redlichkeit.

Ein Bauersmann aus dem Odenwalde, drüben im Hessenlande, der baares Geld höchst nöthig hatte, machte sich auf den Weg in das nächstgelegene Städtchen und ging zu einem Wucherer, von dem er früher schon Geld entlehnt hatte, um achtzig Gulden bei ihm zu borgen. Dieser schlechte Kerl, der heimlicher Weise schon manches ungesetzliche Geschäftchen gemacht hatte, das ihm Profit einbrachte, sagte zu dem in Verlegenheit gerathenen, aber ehrlichen Landmann: „Nu, ich kenne Euch als einen braven Mann, dem das Bezahlen nicht immer schwer fällt und Ihr sollt die gewünschte Summe haben. Aber Ihr wißt, so gut wie ich, daß gegenwärtig das Gold rar ist, und daß man, wenn's einem nicht mangelt, gute Geschäfte damit machen kann. Wenn Ihr mir daher für hundert Gulden unterschreibt, so sollt Ihr gleich achtzig erhalten.“

Anfangs sträubte sich zwar der gute Bauersmann, in diese harthe, unmensliche Bedingung einzugehen, allein die Pfändung stand drohend vor seiner Thüre. Was wollte er machen? Er unterschrieb d'rum einen Schuldschein von hundert Gulden, mit sechs Prozent Zinsen; die achtzig blanken Silberstücke wurden hingezählt, eingestrichen und der Schuldner machte sich auf den Heimweg. Da ihm jedoch die Gemüthsbewegung und der Aerger einen trockenen Gaumen verur-

sacht hatten, wollte er sich in einem der letzten Wirthshäuser des Städtchens mit einem Schöppllein erfrischen. Hier traf er Gesellschaft an, und wie so ein Wort das andere gibt, erzählt er auch, daß er eben dem filzigen Wucherer, dem Stephan, hundert Gulden für achtzig Gulden Darlehen habe unterschreiben müssen. Ein Polizeibeamter, der in der Nähe sitzt, hört die Klage und denkt: „Dies Mal kriegen wir ihn.“

Der Stephan war nämlich schon einige Male wegen Wuchers vor Amt geladen worden, hatte sich aber jedes Mal geschickt durchgelogen und man konnte ihm keine Strafe auflegen. Wie nun der Landmann seinen Schoppen ausgetrunken hat, bittet ihn der Polizeidiener, ein wenig mit ihm zu gehen, und führt ihn zum Herrn Amtsrichter. Dieser läßt sich den Sachverhalt genau angeben und ertheilt dem Polizeidiener den Auftrag, also gleich den Wucherer herbeizurufen, während sein Schuldner in ein Nebenzimmer gehen mußte. Der Wucherer erschien mit keinem guten Gewissen, wie man sich's leicht denken kann, und der Amtsrichter, mit strengem Angesicht und scharfem Ton, fragte ihn: „Haben Sie heute Jemand hundert Gulden geliehen?“

„Nein, Herr Amtsrichter,“ antwortete Stephan, „ich habe heute nichts dargeliehen.“ — Nochmals wurde er befragt, und gab dieselbe verneinende Antwort.

Jetzt wurde der Bauersmann hereingerufen. „Kennen Sie diesen Mann?“ fragte der Amtsrichter, und erhielt die Antwort: „Nein, Herr, dieser Mann ist mir unbekannt.“

„Ist dieser Mann Ihnen nichts schuldig?“ wurde weiter gefragt, und die Antwort lautete: „Der Mann ist mir nichts schuldig.“

Hierauf diktierte der Amtsrichter seinem Schreiber, was folgt: „Ich Endesunterscriebener bescheinige, daß der Bürger und Bauer Mattern, von Langendorf, mir nichts schuldig ist,“ und sagte: „Nun unterschreiben Sie das.“ Der Stephan, welcher wohl wußte, daß das Wuchertreiben vom Gesetz mit Gefängnißstrafe bedroht ist, unterzeichnete mit zitternder Hand. Dann wurde Einer nach dem Andern entlassen.

Am folgenden Tage kam der Wucherer zu Mattern, suchte ihm allerlei vorzuschwätzen, daß das gestrige Protokoll bei Amt nur wegen der hundert Gulden gewesen sei, und daß er ihm jetzt nur noch achtzig schulde, die zwanzig wolle er ihm schenken, aber er solle ihm einen Schein für achtzig Gulden unterschreiben. Mattern jedoch traute ihm nicht und meinte: „Daraus wird nichts. Ihr wäret im Stande und forderet mir nachher Einhundert und achtzig Gulden. Denn mit derlei Schuldscheinen ist schon gar viel

Unfug getrieben worden. Ihr habt gestern vor Amt erklärt, daß ich Euch nichts schuldig bin; wollt Ihr Euer Geld wieder haben, so verlasst mich!“

„Nu, Ihr werdet mir doch das nicht thun, Mattern,“ bat und schmeichelte der Wucherer. „Ihr seid von jeher ein redlicher Mann gewesen und werdet's doch bleiben!“

Es half aber nichts. Stephan mußte leer abziehen. —

Da wird nun vielleicht mancher Leser denken: „Dem geschieht's recht! Er hat's nichts besser verdient, und der Mattern wäre ein rechter Esel, wenn er ihm einen Heller bezahlen würde.“

Also aber dachte der redliche Bauersmann nicht. Als er den Blutsauger so barisch abwies, wollte er ihm nur die Hölle ein bißchen heiß machen und dachte, er wird schon wieder antklopfen.

Als die Ernte eingeheimst war und Mattern ein schönes Stück Geld aus einem Theil seiner Frucht gelöst hatte, holte er sein Hausbuch aus dem Eckstäbchen, — er schrieb Alles sorgfältig auf, — und da stand auch der Wucherer Stephan mit achtzig Gulden und dahinter ein Fragezeichen. Nun suchte er genau nach, um wie viel ihn derselbe schon früher geprellt und betrogen hatte, und das machte zusammen dreißig Gulden. Dreißig von achtzig bleiben fünfzig.

Sobald der Wucherer wieder kam und nach seinem Gelde fragte, sagte der Bauersmann zu ihm: „Wenn ich Euch Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, das heißt, wenn ich auch unehrlich sein wollte, so bekämet Ihr gar nichts, denn auf dem Amt liegt Eure Erklärung, daß ich Euch Nichts schuldig bin. Aber bei mir gilt das Sprichwort: „Was recht ist, muß recht bleiben.“ Hier sind fünfzig Gulden. Rechnet dazu die dreißig Gulden, um die Ihr mich früher schon betrogen habt, so werbet Ihr Eure achtzig Gulden auf's Haar finden.“

Der Wucherer bat, drohete, aber es blieb dabei. Er mußte nur froh sein, daß er noch so viel bekam.

Wird's ihm eine heilsame Warnung für die Zukunft gewesen sein? Der Bote wünscht's.

Wahrhaftigkeit.

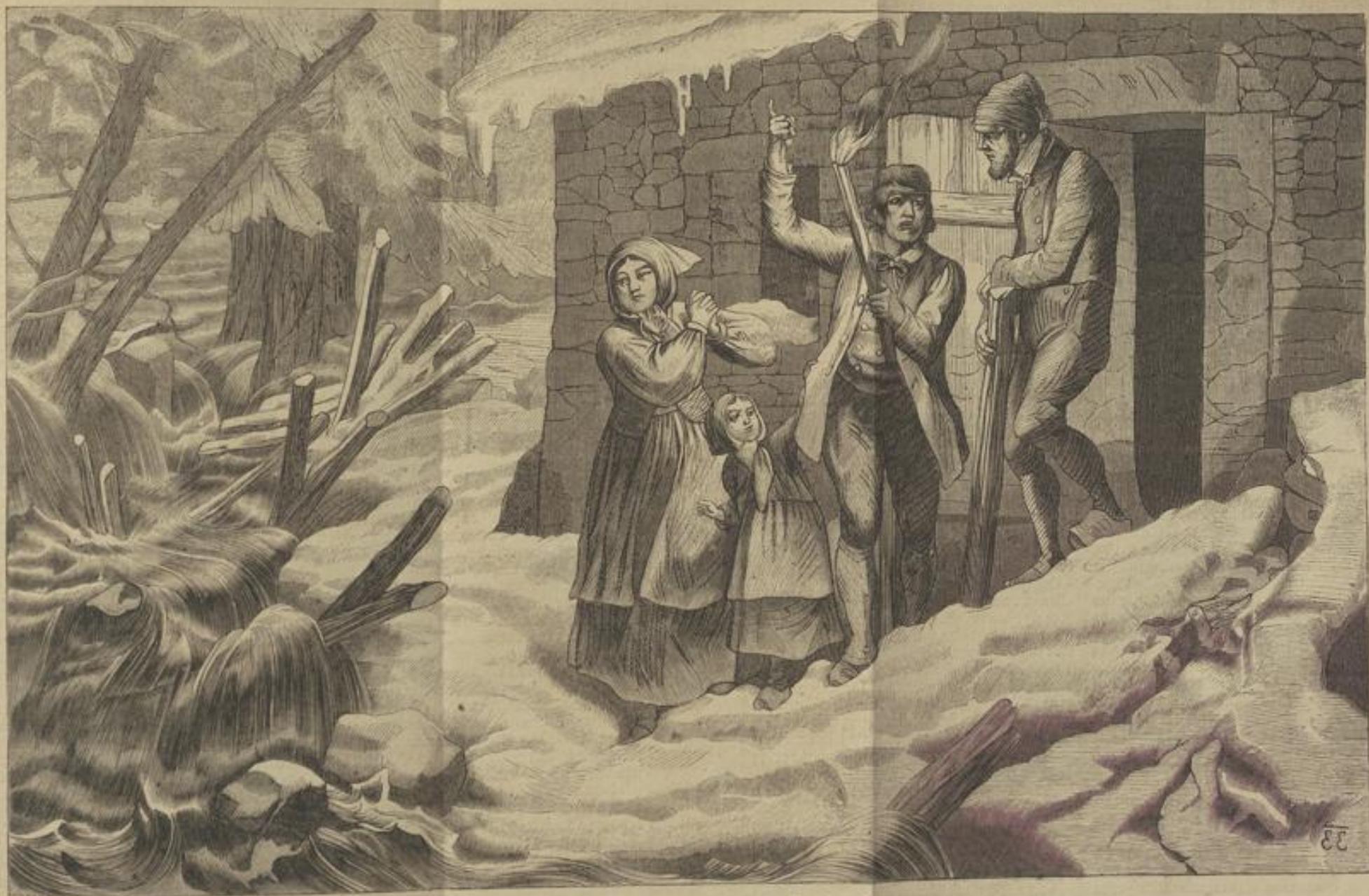
Wohl dem, der richtig wandelt,
Der, als ein Wahrheitsfreund,
In Wort und Werken handelt,
Und das ist, was er scheint.
Der Recht und Treue liebet
Und von dem Sinn der Welt,
Die Trug und Falschheit übet,
Sich unbesiegt erhält.

estern vor
alldig bin;
o verflagt
icht thun,
Bucherer.
n gewesen
te leer ab-
denken:
bis besser
chter Esel,
rde."
uermann
ch abnies,
n heiß ma-
anklopfen.
d Wattern
hell seiner
sbuch aus
sorgfältig
er Stephan
ragezeichen.
el ihn ter-
ogen hatte,
ig Gulden.

n und nach
erdammn zu
leichem ver-
ch unehrlich
s, denn auf
ich Euch
ir gilt das
ht bleiben."
t dazu die
rüher schon
achtzig Gul-

es blieb da-
noch so viel

ung für die
ünscht' d.



Der geheimnißvolle Ruf.

Der geheimnißvolle Ruf.

(Mit einer großen Abbildung.)

Wohl mancher der geweihten Vesper hat schon den Bälchensee, droben im heimathlichen, weinreichen Ober-Elß gesehen, oder doch wenigstens von ihm gelesen oder sprechen gehört? Er befindet sich auf dem gen Himmel ragenden, 1071 Meter über der Meeressfläche erhabenen Berggipfel, der Bälchen genannt, weit im Lande herum sichtbar, an dessen Fuße die gewerbreiche Stadt Gebweiler erbaut ist. Dieser merkwürdige See liegt über 801 Meter über der Ebene; seine Oberfläche beträgt 75,000 Quadratmeter, und die mittlere Tiefe 30 Meter. Der den Bälchensee und die ihn umgebenden Felsen aufmerksam betrachtet, wird bald finden, daß er einmal vierzig Fuß höher gestanden haben mag.

Wenn ein Gewitter seine Regenzüße in ihn ausschüttet oder bei lauer Luft der hohe Schnee zu schmelzen beginnt, so schwillt der Bälchensee höher und immer höher, da nur auf einer Seite, zwischen zwei hohen Felsen, ein Abfluß des Wassers vorhanden ist.

In der Adventszeit des Jahres 1740 fiel eine große Menge Schnee. Bereits den ganzen Herbst hindurch hatte es unaufhörlich geregnet. Der Schnee zerthauete fortwährend, da sich das schreckliche Schneegestöber bald wieder in beständigen Regen umgewandelt hatte. Der Sägemüller Klaus, droben am Seebach, der dort zwischen den Felsen hauste durch welche das abfließende Seewasser hinab in das Thal sich Bahn bricht, hatte dadurch Triebkraft im Ueberflusse für sein Räderwerk und seine schwarzgezahnte Säge, dennoch war ihm nicht wohl dabei zu Muth, wenn er an den See dachte, welcher drohend angeschwollen war. Auch die Bewohner des Thales und der nächsten Ebene, zumest die Leute zu Gebweiler und Iffenheim, redeten in diesen Tagen gar viel vom Bälchensee und befürchteten, daß er ausbrechen würde. Der Damm mit der Schleuse, welcher die Felsenberge am Ausflusse des Seebachs verband, war sehr schwach und morsch, also daß die Befürchtung aufkommen mußte, er könne auf die Dauer der mächtig angeschwollenen Wassermasse nicht widerstehen.

In seiner großen und bangen Unruhe sagte Klaus, der Sägemüller, eines Morgens zu seiner Frau: „Liebe Annalätze, ich habe recht großes Heimweh nach unsern beiden Söhnen, die drunten in Iffenheim Arbeit gefunden haben. Wir wollen heute die Mühle einmal stille stehen lassen und sie besuchen.“

Die Annalätze war's zufrieden und meinte:

„Unsere Jungen könnten dann mit uns heimkehren. Bald kommt das liebe Weihnachtsfest, und da freut's einen, die Seinigen alle um sich zu haben.“

Die Sägemüllersleute machten sich auf den Weg, sammt ihrem kleinen Töchterlein Annabäbel, und gingen am Seebach hinunter nach Iffenheim, wo die beiden Söhne als Drescher angestellt waren in der Scheune des reichen Stadtschreibers von Gjiöheim, welcher zu Iffenheim ein großes Haus mit reichen Weinellern besaß. Glücklich kamen die drei Reisenden am Ziel ihrer Wanderschaft an, als eben der stolze Stadtschreiber vor der Tanne stand und seinen Arbeitern zusah. Ehrerbietig zog der Sägemüller seine Mütze. In barschem Tone fragte der harte und hochmüthige Herr des Hauses, wer er wäre und was er wollte.

„Ich heiße Klaus und bin Sägemüller droben am Seebach,“ antwortete bescheiden der Gefragte, „und hier ist meine Frau und mein Töchterlein. Da drinn in der Scheune sind meine beiden Söhne, die ich gern einmal besuchen wollte.“

„Ihr wohnt also droben am Seebach?“ fuhr der Stadtschreiber mit Fragen fort. „Weit unterm See? Ist er wirklich so hoch, wie man sagt?“

„Ja, Herr, sehr hoch,“ entgegnete Klaus; „es wäre kein Wunder, wenn er bald ansbräche. Gott wolle verhüten, daß die Plutchen den Damm durchwählen!“

„Nu, wir würden den See wieder füllen,“ lachte der Stadtschreiber in spottendem Uebermuth, „und noch dazu mit eitel Wein!“

„Mir ist nicht also zu Muth, daß ich darüber lachen und scherzen könnte,“ sagte Klaus ernst. „Der liebe Gott sei mir und den Meinigen und allen Bewohnern des Thales gnädig in der Stunde, wo der See durchbricht! Und auch der Herr Stadtschreiber dürfte also beten; es könnte ihm nichts schaden.“

„Na, na! hör Einer den weisen Sägemüller predigen!“ spöttelte höhnisch der ausgeblasene reiche Mann. „Was sollen wir hier unten die Bergwasser thun? Höchstens, daß wir das Unglück widerfahren könnte, beim Angeln im Hochwasser Sägemüller und anderes Ungeziefer zu fangen, statt Forellen und Hechte.“

Der fromme Klaus erschrak über so großen Uebermuth in einem armen und sterblichen Menschen, und sprach mit crüster und fester Stimme: „Wer weiß, wer weiß, Herr, wen man aus dem Wasser ziehen würde, wenn Gott das Unglück über uns schicken wollte!“

„Nun, Ihr mit Eurem Schwabenneste dort in den Felsen am Seebach mühtet doch ganz gewiß zu Grunde gehen,“ höhnte der Stadtschrei-

ber. „Da könnte Euch doch kein Gott helfen, denn Euretwegen wird kein Wunder geschehen; ihre Zeit ist heutzutage vorüber.“

„Gott kann ein Wunder thun, Herr!“ erwiderte Klaus entschlossen, doch der Stadtschreiber wandte sich um und sagte, indem er fortging: „Ja, ja, verlaßt Euch nur darauf, dann seid Ihr verlassenen!“

Die beiden Söhne des Sägemüllers kamen jetzt aus der Scheuer heraus und begrüßten freundlich Eltern und Schwesterlein. Die andern Drescher standen umher und nahmen herzlichen Antheil an der Freude des Wiedersehens, doch der Stadtschreiber sagte lobend: „Ihr habt dem reichen, stolzen Sinder die rechte Antwort gegeben, Meister Klaus. Der starke Gott wird ihn noch strafen ob seiner spöttischen und übermüthigen Reden. Euch und uns aber möge er vor dem bevorstehenden Unglück in Gnaden bewahren!“

Die Familie setzte sich nun traulich zusammen auf einen Baumstamm. Dieses und Jenes wurde besprochen, was eben das Herz bewegte. Der Mutter war's am liebsten gewesen, wenn die Söhne sogleich mit hinauf in die Sägemühle gegangen, um nicht länger in dem Hause des Gottloslästerers bleiben zu müssen. Allein diese hatten noch für zwei Tage zu dreschen, und mochten die Arbeit nicht früher aufgeben. In der Sankt-Thomasaacht wollten sie zum letztenmal in des Stadtschreibers Scheune schlafen und den andern Tag mit vollem Lohne und schönen Christgeschenken für's Annabäbel heimkehren. Dabei blieb es denn auch, und mit einem herzlichen: „Gott behüt' Euch!“ nahmen die Sägemüllersleute gegenseitig Abschied von einander.

Mit bekümmertem und sorgenvollem Gemüth stiegen Vater und Mutter, als es bereits zu dunkeln begann, zur Sägemühle hinauf. Das Töchterlein, an der Hand der guten Mutter, kannte keine Sorgen; es freute sich schon zum Voraus auf die schönen, von den lieben Brüdern versprochenen Weihnachtsgaben. Nachdem Klaus lange schweigend dabin geschritten, sagte er endlich zu seiner Frau: „Annalätze, mir ahnt etwas. Bald kommt ein großes Unglück über uns, und Gott verhöte, daß es der Ausbruch des Sees ist, sonst sind wir Alle verloren!“

„Gott kann helfen! Gott kann auch heute noch Wunder thun!“ tröstete die fromme Frau fast mit denselben Worten, die ihr Mann vorher zum Stadtschreiber gesprochen hatte, und setzte zuversichtlich hinzu: „Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut!“

Und so stiegen sie an dem hochanschwellenden, brausenden Seebach hinauf, der stillen Heimath zu. Auch der Sägemüller wurde bald wieder

heiterer im Gemüth; er besah sich und die Seinigen dem Schutze des allmächtigen Gottes und fand darin Trost und Frieden. —

Es war in der Sankt-Thomasaacht 1740, drei Tage vor dem fröhlichen Christfeste. Der Himmel hing voll trüber Wolken, durch welche nur hier und da ein einzelner Stern blinkte. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und eine unheimliche Stille war in der Natur. Nicht einmal der Wind regte sich mehr. Die beiden Söhne des Sägemüllers vom Seebach konnten auf dem Heu in der Scheuer nicht einschlafen. Große Unruhe erfüllte sie, und der Vorwurf wurde laut, daß sie nicht an demselben Abend schon ins Vaterhaus heimgekehrt waren. Sie standen an einer Luke des Scheunendaches, spähten hinaus und plauderten miteinander. Die Christgeschenke für's Annabäbel waren angelauft und lagen auf dem Heu. Hinauf zu den Bergen schweiften ihre Augen, in welchen ihre Heimath lag. Doch in der finstern Nacht konnten sie nichts unterscheiden. Da brauste plötzlich ein jäher Windstoss vom Bälchenkopf daher, daß der Einsturz der Scheuer zu befürchten war, und diesen Stoß begleitete ein schrecklicher Knall, welchen der Wind aus weiter Ferne, durch die stille Nacht hindurch, bis zu ihren Ohren trug. Was sollte dieser brausende Schall bedeuten? Sie horchten lange; der Wind saulte immer heftiger; ringsumher besten jetzt die Hunde und den jungen rüstigen Dreschern ward's ganz unheimlich zu Muth. Der Volksglaube hält die Sankt-Thomasaacht von Alters her für heilig, und viel wunderbare Geschichten werden erzählt von den Dingen, die sich in derselben schon zugetragen haben sollen. Die beiden Brüder auch waren nicht frei von diesem Aberglauben. Schnell verließen sie die Dachlufe und steckten sich bis über die Ohren in's Heu, um nichts weiter zu sehen und zu hören. Ueber dem fortwährenden Heulen des Windes und einem unheimlichen Tosen und Brausen, das vom Gebirge her tönte, schliefen sie bald genug ein, da sie zudem müde waren von des Tages harter Arbeit.

Aber ihr Schlaf sollte nicht lange währen. Plötzlich ertönte ein Matz und Bein durchschneidender Angstschrei: „Zu Hülf! Um Gottes Barmherzigkeit willen helft mir!“ Dazwischen blöckten Rälber, Röhre und Schafe, und der schauerliche Klang der Iffenheimer Sturmglocke schallte herein; das Rauschen und Brausen des Wassers jedoch war noch lauter.

Auf so gräßliche Weise aus dem Schlafe geweckt, sprangen die Jünglinge rasch auf und eilten an die Luke. Entsetzlicher Anblick! Auf allen Seiten brandende und brausende und zischende Wasserfluthen! Und drüben an einem Fenster

Der geheimnißvolle Ruf.

(Mit einer großen Abbildung).

Wohl mancher der geneigten Leser hat schon den Bälchensee, droben im heimathlichen, weinreichen Ober-Elfaß gesehen, oder doch wenigstens von ihm gelesen oder sprechen gehört? Er befindet sich auf dem gen Himmel ragenden, 1071 Meter über der Meeresfläche erhabenen Berggipfel, der Bälchen genannt, weit im Lande herum sichtbar, an dessen Fuße die gewerbreiche Stadt Gebweiler erbaut ist. Dieser merkwürdige See liegt über 801 Meter über der Ebene; seine Oberfläche beträgt 75,000 Quadratmeter, und die mittlere Tiefe 30 Meter. Wer den Bälchensee und die ihn umgebenden Felsen aufmerksam betrachtet, wird bald finden, daß er einmal vierzig Fuß höher gestanden haben mag.

Wenn ein Gewitter seine Regengüsse in ihn ausschüttet oder bei lauer Luft der hohe Schnee zu schmelzen beginnt, so schwillt der Bälchensee höher und immer höher, da nur auf einer Seite, zwischen zwei hohen Felsen, ein Abfluß des Wassers vorhanden ist.

In der Adventszeit des Jahres 1740 fiel eine große Menge Schnee. Bereits den ganzen Herbst hindurch hatte es unaufhörlich geregnet. Der Schnee zerschmolz, fortwährend, da sich das schreckliche Schneegestöber bald wieder in beständigen Regen umgewandelt hatte. Der Sägemüller Klaus, droben am Seebach, der dort zwischen den Felsen hauste durch welche das abfließende Seewasser hinab in das Thal sich Bahn bricht, hatte dadurch Triebkraft im Ueberfluß für sein Räderwerk und seine scharfgezahnte Säge, dennoch war ihm nicht wohl dabei zu Muth, wenn er an den See dachte, welcher drohend angeschwollen war. Auch die Bewohner des Thales und der nächsten Ebene, zumeist die Leute zu Gebweiler und Iffenheim, redeten in diesen Tagen gar viel vom Bälchensee und befürchteten, daß er ausbrechen würde. Der Damm mit der Schleufe, welcher die Felsenberge am Ausflusse des Seebachs verband, war sehr schwach und morsch, also daß die Befürchtung aufkommen mußte, er könne auf die Dauer der mächtig angeschwollenen Wassermasse nicht widerstehen.

In seiner großen und bangen Unruhe sagte Klaus, der Sägemüller, eines Morgens zu seiner Frau: „Liebe Annakäthe, ich habe recht großes Heimweh nach unsern beiden Söhnen, die drunten in Iffenheim Arbeit gefunden haben. Wir wollen heute die Mühle einmal stille stehen lassen und sie besuchen.“

Die Annakäthe war's zufrieden und meinte:

„Unsere Jungen könnten dann mit uns heimkehren. Bald kommt das liebe Weihnachtsfest, und da freut's einen, die Seinigen alle um sich zu haben.“

Die Sägemüllersleute machten sich auf den Weg, sammt ihrem kleinen Töchterlein Annabäbel, und gingen am Seebach hinunter nach Iffenheim, wo die beiden Söhne als Drescher angestellt waren in der Scheune des reichen Stadtschreibers von Egisheim, welcher zu Iffenheim ein großes Haus mit reichen Weintellern besaß. Glücklich kamen die drei Reisenden an Ziel ihrer Wanderschaft an, als eben der stolze Stadtschreiber vor der Tenne stand und seinen Arbeitern zusah. Ehrerbietig zog der Sägemüller seine Mütze. In barschem Tone fragte der harte und hochmüthige Herr des Hauses, wer er wäre und was er wollte.

„Ich heiße Klaus und bin Sägemüller droben am Seebach,“ antwortete bescheiden der Gefragte, „und hier ist meine Frau und mein Töchterlein. Da brinn in der Scheune sind meine beiden Söhne, die ich gern einmal besuchen wollte.“

„Ihr wohnt also droben am Seebach?“ fuhr der Stadtschreiber mit Fragen fort. „Weit unterm See? Ist er wirklich so hoch, wie man sagt?“

„Ja, Herr, sehr hoch,“ entgegnete Klaus; „es wäre kein Wunder, wenn er bald ausbräche. Gott wolle verhüten, daß die Fluthen den Damm durchwühlen!“

„Nu, wir würden den See wieder füllen,“ lachte der Stadtschreiber in spottendem Uebermuth, „und noch dazu mit eitel Wein!“

„Mir ist nicht also zu Muth, daß ich darüber lachen und scherzen könnte,“ sagte Klaus ernst. „Der liebe Gott sei mir und den Meinigen und allen Bewohnern des Thales gnädig in der Stunde, wo der See durchbricht! Und auch der Herr Stadtschreiber dürste also beten; es könnte ihm nichts schaden.“

„Na, na! hör Einer den weisen Sägemüller predigen!“ spöttelte höhnißch der aufgeblasene reiche Mann. „Was sollen mir hier unten die Bergwasser thun? Höchstens, daß mir das Unglück widerfahren könnte, beim Angeln im Hochwasser Sägemüller und anderes Ungeziefer zu fangen, statt Forellen und Hechte.“

Der fromme Klaus erschrad über so großen Uebermuth in einem armen und sterblichen Menschen, und sprach mit ernster und fester Stimme: „Wer weiß, wer weiß, Herr, wen man aus dem Wasser ziehen würde, wenn Gott das Unglück über uns schicken wollte!“

„Nun, Ihr mit Eurem Schwalbennefte dort in den Felsen am Seebach müßtet doch ganz gewiß zu Grunde gehen,“ höhnte der Stadtschrei-

ber. „Da könnte Euch doch kein Gott helfen, denn Euretwegen wird kein Wunder geschehen; ihre Zeit ist heutzutage vorüber.“

„Gott kann ein Wunder thun, Herr!“ erwiderte Klaus entschlossen, doch der Stadtschreiber wandte sich um und sagte, indem er fortging: „Ja, ja, verlaßt Euch nur darauf, dann seid Ihr verlassen!“

Die beiden Söhne des Sägemüllers kamen jetzt aus der Scheuer heraus und begrüßten freudig Eltern und Schwesterlein. Die andern Dreifacher standen umher und nahmen herzlichen Antheil an der Freude des Wiedersehens, und einer derselben sagte lobend: „Ihr habt dem reichen, stolzen Sünder die rechte Antwort gegeben, Meister Klaus. Der starke Gott wird ihn noch strafen ob seiner spöttischen und übermüthigen Reden. Euch und uns aber möge er vor dem bevorstehenden Unglück in Gnaden bewahren!“

Die Familie setzte sich nun traulich zusammen auf einen Baumstamm. Dieses und Jenes wurde besprochen, was eben das Herz bewegte. Der Mutter wär's am liebsten gewesen, wenn die Söhne fogleich mit hinauf in die Sägemühle gegangen, um nicht länger in dem Hause des Gotteslästerers bleiben zu müssen. Allein diese hatten noch für zwei Tage zu dreschen, und mochten die Arbeit nicht früher aufgeben. In der Sanct-Thomasnacht wollten sie zum letztenmal in des Stadtschreibers Scheune schlafen und den andern Tag mit vollem Lohne und schönen Christgeschenken für's Annabärbel heimkehren. Dabei blieb es denn auch, und mit einem herzlichen: „Gott behüt' Euch!“ nahmen die Sägemüllersleute gegenseitig Abschied von einander.

Mit bekümmertem und sorgenvollem Gemüth stiegen Vater und Mutter, als es bereits zu dunkeln begann, zur Sägemühle hinauf. Das Töchterlein, an der Hand der guten Mutter, kannte keine Sorgen; es freute sich schon zum Voraus auf die schönen, von den lieben Brüdern versprochenen Weihnachtsgaben. Nachdem Klaus lange schweigend dahingeschritten, sagte er endlich zu seiner Frau: „Annakäthe, mir ahnt etwas. Bald kommt ein großes Unglück über uns, und Gott verhüte, daß es der Ausbruch des Sees ist, sonst sind wir Alle verloren!“

„Gott kann helfen! Gott kann auch heute noch Wunder thun!“ tröstete die fromme Frau fast mit denselben Worten, die ihr Mann vorher zum Stadtschreiber gesprochen hatte, und setzte zuversichtlich hinzu: „Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut!“

Und so stiegen sie an dem hochanschwellenden, brausenden Seebach hinauf, der stillen Heimath zu. Auch der Sägemüller wurde bald wieder

heiterer im Gemüth; er befahl sich und die Seinen dem Schutze des allmächtigen Gottes und fand darin Trost und Frieden. —

Es war in der Sanct-Thomasnacht 1740, drei Tage vor dem frühlichen Christfeste. Der Himmel hing voll trüber Wolken, durch welche nur hier und da ein einzelner Stern blinkte. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und eine unheimliche Stille war in der Natur. Nicht einmal der Wind regte sich mehr. Die beiden Söhne des Sägemüllers vom Seebach konnten auf dem Heu in der Scheuer nicht einschlafen. Große Unruhe erfüllte sie, und der Vorwurf wurde laut, daß sie nicht an demselben Abend schon ins Vaterhaus heimgekehrt wären. Sie standen an einer Luke des Scheunendaches, spähten hinaus und plauderten miteinander. Die Christgeschenke für's Annabärbel waren angekauft und lagen auf dem Heu. Hinauf zu den Bergen schweiften ihre Augen, in welchen ihre Heimath lag. Doch in der finstern Nacht konnten sie nichts unterscheiden. Da brauste plötzlich ein jäher Windstoß vom Böckchenkopf daher, daß der Einsturz der Scheuer zu befürchten war, und diesen Stoß begleitete ein schrecklicher Knall, welchen der Wind aus weiter Ferne, durch die stille Nacht hindurch, bis zu ihren Ohren trug. Was sollte dieser brausende Schall bedeuten? Sie horchten lange; der Wind fauste immer heftiger; ringsumher bellten jetzt die Hunde und den jungen rüstigen Dreschern ward's ganz unheimlich zu Muth. Der Volksglaube hält die Sanct-Thomasnacht von Alters her für heilig, und viel wunderbare Geschichten werden erzählt von den Dingen, die sich in derselben schon zugetragen haben sollen. Die beiden Brüder aber waren nicht frei von diesem Aberglauben. Schnell verließen sie die Dachlücke und steckten sich bis über die Ohren in's Heu, um nichts weiter zu sehen und zu hören. Ueber dem fortwährenden Heulen des Windes und einem unheimlichen Tosen und Brausen, das vom Gebirge her tönte, schliefen sie bald genug ein, da sie zudem müde waren von des Tages harter Arbeit.

Aber ihr Schlaf sollte nicht lange währen. Plötzlich ertönte ein Marx und Bein durchschneidender Angstruf: „Zu Hülf! Am Gottes Barmherzigkeit willen helft mir!“ Dazwischen blöckten Kälber, Kühe und Schafe, und der schauerliche Klang der Pfaffenheimer Sturmglocke schallte darin; das Rauschen und Brausen des Wassers jedoch war noch lauter.

Auf so gräßliche Weise aus dem Schlafe geweckt, sprangen die Jünglinge rasch auf und eilten an die Luke. Entsetzlicher Anblick! Auf allen Seiten brandende und brausende und zischende Wasserfluthen! Und drüben an einem Fenster

seines Hauses jammerte und schrie der Stadtschreiber im Nachtgewande; er verhiess dem, der ihn retten würde, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Gulden; doch kein beherzter Retter wollte nahen.

Jetzt schwankte der Heuschöber unter den Brüdern. Erst meinten sie, es wäre nur Täuschung. Doch nein, unten brauste das Gewässer und sie fühlten deutlich einen gewaltigen Ruck. Die Haare sträubten sich empor vor Angst, als der Heuschöber sich plötzlich auf einer Seite hob.

„Lieber Bruder! Großer Gott, wir sind verloren!“ jammerte der Jüngste und suchte sich am Heu fest zu halten. „Allmächtiger Gott und Heiland! Das Wasser reißt die Scheune hinweg!“

Einige grauenvolle Augenblicke folgten, dann schwanke der Heuschöber hin und her wie eine Kinderwiege. „Wir müssen zu Grunde gehen!“ klagte nun auch der älteste Bruder. „Und das wird am Ende das Beste sein, da Vater und Mutter und Schwesterlein gewiß schon ertrunken sind. Heute noch finden wir sie im Himmel wieder! Spirrst du's, wie die ganze Scheune wankt!“

Und wirklich, das wüthende Gewässer hatte sie weggerissen! Langsam hin und her schaukelnd bewegte sie sich dem Laufe der Fluthen nach. Eine angstvolle Stunde nach der andern schlich langsam dahin. — Endlich graute der Morgen, und immer noch trieben die Brüder mit der Scheune dahin.

Erst im Laufe des Tages fiel die vernichtende Fluth, und am Abend war das Land wieder frei. Die geretteten Jünglinge betraten, dem beschützenden Gott dankend, den schlammigen, aber doch festen Boden. Aber ach, welche Verwüstung rings umher! In Iffenheim allein waren vierzehn Häuser gänzlich zerstört worden und viele andere stark beschädigt. Des hoffährtigen Stadtschreibers Haus lag völlig in Trümmern, ihn selbst aber hat kein menschliches Auge jemals wieder gesehen. Nicht einmal sein Leichnam wurde gefunden.

Auch im Gebweiler Thale waren Spuren schrecklicher Verwüstung; alle Hütten der Bewohner hatte der Strom mit sich fortgerissen. Weinend betrachteten die Brüder die Stätten des Glends, als sie bergauf schritten, dem Vaterhause zu. Wie mochte es dort erst aussehen! Endlich, nach langer, trauriger Wanderung, erreichten sie die Stelle, wo sonst die Sägemühle gestanden, aber es war keine Spur mehr von ihr zu sehen! Gänzlich verändert sah der Ort aus; kein Baum mehr ringsum, kein Stein bezeichnete die Stelle des lieben Vaterhauses! Nur Schlamm und Felsstrümmern, nur Gestrüpp und Gesträuch waren zu erblicken. Weinend, in unermesslichem

Jammer und Weh, rangen die Jünglinge die Hände. Sie beteten für die Seelen der dahingegangenen Lieben und machten sich sodann auf, um zu der Hütte des Kohlenbrenners zu gelangen, einem treuen Freund ihrer Eltern und zugleich ihr Pathe, bei welchem sie zu übernachten gedachten, da seine Wohnung geschützt lag vor dem Wasser, hoch auf dem Felsenrande des Seesufers. Durch Schlamm und Steingerölle, durch Gestrüpp und über umhergeschleuderte Baumstämme kletterten sie höher und immer höher, bis sie endlich die Hütte des Köhlers erreichten.

Aber wie sah's hier aus? Gott der Herr hatte wirklich ein Wunder gethan.

Am gestrigen Abend saß Vater Klaus noch bei einer kleinen Arbeit. Er schnitzte an einem Vogelbauer, während die Sägemüllerin eben das Töchterlein ausgezogen und nun zu Bette brachte. Da pochte es am Fensterladen, und eine Stimme rief laut: „Sägemüller, Ihr sollt mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Vater Klaus erschreck, denn die Stimme war ihm unbekannt und die Sankt-Thomasnacht galt auch in seinen Gedanken als eine geheimnißvolle und wunderbare Nacht. Doch trat er an's Fenster und rief fragend: „Ist Jemand da? Was soll ich denn beim Gevatter? Hab' ja heute erst mit ihm gesprochen.“

Doch keine Antwort erfolgte. Klaus öffnete das Fenster und stieß den Laden auf. Niemand war da. Ein düsternes, unheimliches Schweigen, welches nur durch des Seebachs Brausen unterbrochen wurde, lag über Berg und Thal.

„Was soll ich denn wohl in der Nacht beim Gevatter thun?“ fragte sich Klaus höchlich erstaunt, und setzte sich wieder kopfschüttelnd an seine Arbeit. Da pochte es abermals am Fensterladen und dieselbe Stimme rief noch lauter und dringender als vorher: „Sägemüller, Ihr sollt sogleich mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Meister Klaus trat wieder an's Fenster und fragte: „Wer da?“ Abermals erfolgte keine Antwort. „Hat Jemand eine Botschaft an mich zu bestellen, so mag er mir damit ehrlich und offen vor die Augen treten,“ rief er in die finstere Nacht hinaus. „Was soll ich beim Gevatter? Ist er krank geworden, oder seine Frau, oder eines seiner Kinder?“ Auch auf diese Fragen keine Antwort. Da sprach der Sägemüller in seiner Angst das in solchen Fällen oft gebrauchte Wort in die Dunkelheit hinaus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Und deutlich vermeinte er die Antwort zu hören: „In Ewigkeit, Amen!“

Betroffen wandte Klaus sich um und fragte:

„Hast du soeben geredet, liebes Weib? Ich habe ein Amen ganz deutlich gehört.“

„Es ward aber nicht von mir gesprochen,“ entgegnete Annakäthe, verwundert ihren Mann anschauend.

„Nun, so weiß ich wahrhaftig nicht, soll ich diesem Rufe folgen oder nicht?“ sagte der Sägemüller bedenklich, und erzählte nun seiner Frau, die von Allem nichts gehört hatte, daß ihn der Gevatter droben in der Köhlerhütte schon zweimal habe auffordern lassen, heute noch mit Weib und Kind zu ihm zu kommen.

„Hast wohl geträumt, lieber Klaus, oder Dein Gehör hat Dich getäuscht,“ meinte Annakäthe lächelnd, und der Sägemüller glaubte am Ende selbst, daß es also gewesen. Er machte sich wieder an seinen Käfig. Das Töchterlein betete eben hinter ihm in seinem Bette:

Du lieber Herrgott hältst nun Wacht;
Behüt uns auch in dieser Nacht!
Schick Deinen Engel zu uns her,
Damit kein Unglück uns beschwer,
Und — — —

„Vater, es klopft draußen!“ rief das Mägdlein, mitten im Gebet sich unterbrechend. Vater und Mutter schauten bestürzt nach dem Fenster, und hörten, lauter und weit dringender noch als vorher, die Worte: „Sägemüller, Ihr sollt sogleich mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Da sagte Klaus: „Frau, ziehe das Annabäbel nur wieder an! Gott allein weiß, was das bedeutet. Wir müssen uns sofort anmachen und zum Gevatter 'naufgehen.“ Annakäthe willfahrte ohne Widerrede dieser Mahnung, und bald standen alle drei zum Fortzuge bereit da. Die Mühle wurde verschlossen. Klaus trug die Laterne in der einen Hand und führte das Töchterlein an der andern, während die Mutter sinnend neben ihm herging. So stiegen sie noch in dunkler Nacht die felsige Schlucht hinauf zu der Hütte des Köhlers, woselbst sie glücklich anlangten.

Der Gevatter war über den späten Besuch natürlich höchst erstaunt. Als Klaus ihm erzählt, was vorgefallen war, sagte er: „Nun, da hat Jemand meine Gedanken errathen. Schon längst ist's mein Wunsch, so eine lange Winternacht mit euch zusammen traulich verplaudern zu können. Segen wir uns daher recht gemüthlich um den warmen Heerd.“

Klaus aber schaute ganz nachdenklich vor sich hin, und fragte endlich: „Gevatter Hans, wie steht's drüben mit dem See?“

„Er ist hoch angeschwollen, wie ich Dir bereits gesagt habe,“ entgegnete der Köhler. „Aber der

Damm kann doch noch viele Jahre lang halten. So gefährlich ist's nicht, wie Du denkst, und schon öfters hab' ich den See so voll gesehen.“

Kaum hatte der Köhler diese Worte gesprochen, als mit einem Mal ein so fürchterlicher Schlag und ein so entsetzliches Tosen und Brausen die Luft erfüllte und erschütterte, daß die Hütte erbebte, alle Fugen krachten und den Ansätzen Hören und Sehen verging. Gemeinsam mit dem Annabäbel schrieten des Kohlenbrenners kleinsten Kinder laut auf vor Entsetzen, während die Eltern regungslos und stumm vor Schrecken umherstanden.

„Was war das?“ fragte endlich Hans, allein auf seinem Gesichte hätte man deutlich lesen können, daß er solches nur zu gut wußte, jedoch nicht gleich das Schreckliche sagen wollte. Das furchtbare Krachen und Tosen dauerte fort und kam immer und immer näher mit brausender Schnelligkeit.

„Es ist geschehen! Du starker Gott im Himmel droben, beweiße nun Deine Allmacht!“ rief Klaus, seine Hände hoch erhebend.

„Ja, so ist's! Es ist geschehen!“ wiederholte zitternd der Köhler; „der See ist durchgebrochen! Der Herr sei uns Allen gnädig!“

Beide Männer sahen bleich aus wie der Gebirgsschnee, trotzdem der flackernde Kienspan über dem Heerde sein rothes Licht durch die Stube warf. Fast hätte man glauben können, der jüngste Tag wäre hereingebrochen. Der Felsen, auf welchem die Köhlerwohnung stand, erzitterte, gleich als wollte er zerspringen und zusammenstürzen; Schlag auf Schlag, stärker als Kanonen Donner, erschütterte die Luft und immer näher und näher kam das Heulen und Brüllen und Zischen der wilden Fluthen, welche die Felsen und Bäume zersplitterten und sie vor sich her schleuderten, den Vergabhang hinunter. Die Wassermasse thürmte sich so hoch hinauf, daß sie einige hundert Klafter Holz, die unweit der Hütte lagen, mit sich fortriß. Aber bis zur Köhlerwohnung selbst reichte ihre Macht doch nicht, ob auch die armen Leute drinn jeden Augenblick meinten, von den heulenden Wogen hinab geschwemmt zu werden in den Abgrund.

In Tobesangst ging ihnen die Sankt-Thomasnacht vorüber. Als aber der Morgen zu leuchten begann, und der Sägemüller zum Fenster hinaus auf den spritzenden Schaum, die unübersehbare Wasserfluth und die zerschmetterten Baumstämme blickte, die peilschnell thalwärts schossen, und dann an seine Mühle und an den warnenden, wunderbaren Ruf in der Nacht dachte, da sprach er, dankend die Hände faltend: „Der starke Gott hat wirklich ein Wunder gethan! Auch meine

beiden Söhne wird Er nicht vergessen, sie nicht verlassen, noch versäumen!¹⁴

Und so war's auch geschehen, wie schon erzählt worden. Am Abend dieses Tages kamen die jungen, rüstigen Drescher in des Kohlenbrenners sicherem Wohnsitz an. Sie erzählten den staunenden, dankbar jubelnden Eltern, wie wunderbar sie von der losgerissenen Scheune, die für sie eine Nothsardie geworden, über die Fluthen dahingetragen und auf diese Weise gerettet wurden vom drohenden Untergang. Sie selbst aber staunten und jubelten noch viel mehr, als sie den Vater und die Mutter und das Schwesterlein, welche sie schon als verloren beweint hatten, gesund und wohl antrafen und aus ihrem Munde die Geschichte hörten von der wunderbaren Mahnung und Errettung. Wohl hatte der Sägemüller all seine Habe durch den Ausbruch des Böhlsensees verloren, doch hörte man ihn darüber nicht klagen und sorgen. Er mußte mit seinen Lieben, unter denen kein theures Haupt fehlte, vor dem Angesichte des allmächtigen Gottes sich beugen und ihn mit dankbarem Munde preisen für seine Barmherzigkeit und Hülfe. Niemals haben die Sägemüllerseute erfahren, wer sie gerufen hat in jener wunderbaren Schreckensnacht — aber sie haben es dennoch gewußt.

Das Horchen.

Mit dem Horchen ging's dem Thomas Walker, als er noch ein Kind war, etwas hinderlich.

Eines Tages kam zu seinem Vater ein Herr Silberling, der Apotheker des Orts, und sagte: „Herr Nachbar, ich hätte ein Wort im Vertrauen mit Ihnen zu sprechen.“ Der kleine Thomas aber dachte: „Ich will doch hören, was das ist,“ und legte sein rechtes Ohr an's Schlüsseloch der Thüre, die sein Vater hinter sich zugemacht hatte. Den linken Fuß aber setzte er fest auf den Boden, daß es aussah, als wollte er die Thüre aus den Angeln heben. Inzwischen nahm er auch wahr, daß die Schnalle an seinem Schuh, — man trug dazumal noch Schnallenschuhe, — aufgegangen war, und hob daher den linken Fuß in die Höhe, um den Riemen anzuziehen. Die beiden Männer drinnen in der Stube wurden aber eher fertig als er, und weil der flinke und hurtige Apotheker die Thüre schnell öffnete, fiel Thomas seiner ganzen Länge nach in die Stube hinein, wie ein Kehrwisch, den die Hausmagd an die Thüre gelehnt und vergessen hat, wieder weg zu stellen. Sein Vater aber fragte nicht lange, woher? sondern legte sein Söhnlein über das Knie und stämpelte den Horcher mit dem spanischen Rohr, das der Apotheker ihm dazu lieh.

Außer dem Hauße trug das Horchen dem Thomas auch nicht viel ein, nämlich in der Schule. Da saß er ganz ruhig und seine Augen waren auf den Präceptor gerichtet; aber den Kopf neigte er etwas auf die linke Seite und horchte mit seinem rechtem Ohr, wie der Kiker, der Hahn, auf der Deichsel, wenn er in Gedanken steht, er wußte selbst nicht auf was. Einmal fragte der Lehrer: „Nun, Thomas, wo liegt Constantino-pel?“ und er antwortete: „An der Tiber!“ denn bis dorthin war er dem Lehrer im Geiste nachgegangen, hatte denselben aber dann verlassen und, seiner löblichen Gewohnheit nach, einen Seitenweg eingeschlagen. Weil aber in der lateinischen Schule zu Hollenried immer mit baarer Münze bezahlt zu werden pflegte, so zog der Präceptor den Thomas über die Bank und klopfte ihm die Hosentaschen noch einmal aus.

Also merkte der wunderfällige Knabe bald, daß das Horchen nicht zum besten bezahlt würde, wollte jedoch die häßliche Gewohnheit nicht lassen und versuchte es noch einmal, als seine Mutter krank wurde und nicht mehr hinunter kommen konnte, sondern droben bleiben mußte in ihrer Schlafstube. Er ging nach der Schule zu ihr hinauf und machte die Gitterläden zu, weil er merkte, daß der Kranken das Licht in den Augen wehe that. Dann setzte er sich nicht ferne von ihrem Bette auf einen Stuhl und horchte. Und wenn die gute Mutter nur den Kopf bewegte oder den Arm, war er gleich bei der Hand und fragte, ob sie dies wolle oder das. Und ob sie gleich in ihrer großen Schwachheit nicht lauter lispeln konnte, als ein Abendlüstlein zwischen dem Schilfrohre, so verstand er sie doch und besorgte ihr Alles, als hätte er das Krankenwarten bei den barmherzigen oder den Diakonissenschwestern gelernt. Nach sechs Wochen aber wurde die Mutter wieder gesund, und ging nach ihrem ersten Ausgang nicht geraden Weges wieder nach Hause, sondern zum Buchhändler, und kaufte ihrem Thomas den „Armen Heinrich“ mit schönen Bildern, zum Lohn für sein Horchen.

Der Knabe aber, als er nun merkte, daß zwischen Horchen und Horchen ein Unterschied ist, verblieb bei dem bessern Theile, besonders in seinen spätern Jahren, als er schon Pfarrer in Frischengrün war. Und weil man den Willen Gottes des Herrn nicht immer vernehmen kann, wie die Stimme des Ausrufers auf der Gasse, horchte er darauf, wie vordem auf das Lispeln seiner kranken Mutter, und noch fleißiger. Deswegen bekam er dann auch eine große Uebung darin und hörte gar oft mehr als andere Leute. So kam er einmal von der Betstunde heim und sein Töchterlein sagte zu ihm: „Vater, der Schä-

fer ist krank geworden und hat eine Sehnsucht nach Dir.“ Der Pfarrer aber sprach bei sich: „In einer Stunde, wenn ich hinausgehe, ist es auch noch Zeit,“ und setzte sich an seinen Tisch, weil er meinte, er müsse eher an einen seiner Amtsbrüder schreiben, als den Schäfer heimsuchen. Aber schon in den ersten drei Zeilen verschrub er sich so, daß er das Blatt Papier wegthun und ein anderes nehmen mußte. Und nun verschrub er sich nicht mehr; aber bei der vierten Zeile konnte er nicht mehr weiter in seinen Gedanken, und so sehr er sein Sinn rieb und sich in seinem Armstuhl zurücklehnte, so blieben halt diese Gedanken doch stehen, wie ein störriges, müdes Mäßlein. Weil Pfarrer Walker aber, nach seiner Gewohnheit, das rechte Ohr etwas höher hielt, als das linke, so kam's ihm vor, als hörte er die Stimme: „Es ist besser, du gehst den Weg, auf den du gerufen bist, als daß du hier sitzt,“ und hielt es für eine Stimme von Oben und stand auf und begab sich ungesäumt zu dem armen Hirten, und brachte ihm tröstlichen Zuspruch, der den Kranken sehr stärkte und erquickte.

Als er wieder heim kam, flog seine Feder über das Papier, wie ein Weberschifflein durch den Zettel, und als er das Geschriebene noch einmal durchlas, sah er, daß es sehr gut war, bis auf zwei Tüpflein auf i, so er im Eifer vergessen hatte.

Gleiches Schicksal.

Zwei Kaufleute, — der eine gewandt, stolz und schlau, der andere trüg und geistlosarm, — machten zu gleicher Zeit Bankrott. Der Vermögensstand war bei Beiden so bedenklich, daß der Magistrat die Zahlungsunfähigen verhaftete und in ein gemeinschaftliches Zimmer einstecken ließ. Der Hochmüthige nahm dieß sehr übel auf und betrug sich gar barsch und ungestüm gegen seinen Mitgefangenen, der sich in sein Schicksal fügte und den Kollegen, zur Erleichterung ihrer mislichen Lage, um freundschaftliches Zusammenleben und gegenseitiges Wohlwollen bat.

„Et was,“ fuhr ihn der stolze Kerkergenosse an; „wie mögen Sie sich nur einbilden, daß wir für einander passen? Ich spreche französisch und englisch, schreibe italienisch und spanisch, hab' in London, Cadix, Hamburg, Petersburg und Livorno mich im Handelsgeschäft vervollkommet, und Sie, mein Herr, was haben Sie für Titel und Ansprüche geltend zu machen?“

„Gar keine,“ gab der Gefragte achselzuckend zur Antwort; „bin aber am Ende doch so weit gekommen als Sie. Wir haben ja das nämliche Ziel hier erreicht!“

Husarenbesuch.

Ein munterer vierjähriger Junge, das Söhnlein eines Landadelmanns, der noch niemals Soldaten in der Stadt gesehen hatte, erhielt zum Christkindel eine Schachtel voll bleierner Husaren, schön gemalt und zu Pferde sitzend, die ihm außerordentliche Freude verursachten und den Wunsch in ihm rege machten, auch einmal einen wirklichen Husaren zu sehen. Dieser kindliche Wunsch sollte bald erfüllt werden.

Gegen Ostern kam ein Husarenoffizier, ein alter Bekannter des Edelmanns, auf Besuch, und ritt stattlich, hoch zu Roß, zum offenen Hofthor herein, als Vater und Söhnlein oben am Fenster standen.

„Jetzt, Karl, bekommst du einen wirklichen Husaren zu sehen!“ rief der Edelmann. „Komm, komm, wir wollen schnell hinab zu ihm!“

Mit dem Freudenruf: „Ein Husar! ein Husar?“ eilte der Knabe an des Vaters Hand hinunter an die Hausthüre. Eben hielt der Offizier seinen flinken, glänzenden Rappen an und stieg kunstgerecht ab. Als der Kleine, zu seinem großen Schrecken, dieß sah, rief er ganz weinerlich: „D weh, der Husar ist entzwei gebrochen!“

Fritzels Antwort.

Der Bote hat ein Stücklein erzählen hören, das sich lezthün bei einer Straßburger Schulprüfung oder Schalexamen zugetragen. Unter andern sollten die zu prüfenden Knaben die verschiedenen Merkwürdigkeiten der guten alten Stadt Straßburg bezeichnen, an denen bekanntlich kein Mangel ist. Da wurden der Reihe nach genannt: das Münster, die Thomaskirche sammt dem mar-mornen Denkmal, Johannes Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst, der muthige General Kleber und so weiter. Trogdem wollte der Examinator immer noch mehr wissen, und doch war die Gelehrsamkeit der Schüler fast zu Ende. Endlich sagte ein Knabe, die Hand in die Höhe streckend: „b' Akademie.“ „Gut,“ meinte der Examinator; „allein wer kann mir sagen, was man unter Akademie versteht?“ — Zuerst allgemeines Stillschweigen, bis ein anderer Schüler, wieder mit aufgehobener Hand, rief: „b' Universität!“ — „Und was ist eine Universität?“ wurde weiter gefragt. Da war die Antwort abermals schwer. Nach langem Bedenken sagte endlich der muntere Fritzel, in seinem Sinmen und Grübelsn, Akademie, Universität und Museum oder Naturalienkabinet, in welchem er neulich erst gewesen, mit einander verwechselnd, ganz unbefangen: „S isch e großi Sammlung von ufgebälgelte Thierer!“

Meine Gefahr um Mitternacht.

(Von einem Engländer erzählt.)

(Mit einer Abbildung.)

Die Nacht des 17. Oktober! Werde ich je ihre pechschwarze Finsterniß, das Säusen des herbftlichen Windes durch den verödeten Forst und das ununterbrochene Herniederströmen des Regens vergessen?! Ich hatte früher von einsamen Wanderern gehört, die sich im Walde verloren hatten; ich hatte sie bemitleidet; aber jetzt erst begriff ich den unbestimmten Schrecken, die nicht zu erklärende Gefahr, welcher der Verlorene sich ausgesetzt sieht.

„Das ist die Folge davon, wenn man, um Zeit zu gewinnen, einen Nebenweg einschlägt,“ murmelte ich leichtfertig gegen mich selbst, als ich mühsam voranschritt; wobei ich mich dicht an die Baumstämme drängte, um die tiefe Schlucht zu vermeiden, in welcher ich in einer Tiefe von vierzig bis fünfzig Fuß einen stürmischen Strom brausen hören konnte. Ein Fieberfrost verbreitete sich durch meinen Körper, wenn ich an die möglichen Folgen eines Fehltritts oder einer Bewegung in der falschen Richtung dachte. Weshalb war ich doch nicht damit zufrieden gewesen, auf der Landstraße meinen Weg fortzusetzen?“

„Ich würde die Eisenbahnstation schon vor einer Stunde erreicht haben,“ fuhr ich in meinen Gedanken fort, „hätte ich mir nicht thöricht eingebildet, der Fußpfad durch den Wald würde mich in einer kürzeren Zeit dahin führen; nun bin ich, Niemand weiß wie viele Meilen, von jeder menschlichen Wohnung vorangeschritten, und wenn ich mit heiler Haut und gesunden Knochen davon komme, so werde ich mich als ein besonderes Glücksfind zu betrachten haben. Halt!... war das ein Licht, oder spielen meine Augen mir ein eben so falsches Spiel, wie solches mein gesunder Verstand gethan hat?“

Ich blieb stehen und hielt mich an den Zweigen eines niedrigen Strauches fest, der am Rande des Abgrundes stand; denn es schien mir wirklich so, als ob der Wind mich ergreifen und den steilen Abhang hinunterstürzen wollte.

Es war ein Licht, Gott sei's gedankt! es war ein wirkliches Licht und kein Irrlicht oder Glühwurm, der mich in's Verderben und in den Tod locken wollte.

„Halloh!“

Meine Stimme drang, einer Trompete gleich, durch den Wald, denn sie wurde durch die Kraft und den Muth der Verzweiflung verstärkt; das Licht zögerte, wandte rückwärts und vorwärts und stand endlich stille. Ich drang durch dichtes Gebüsch und Gesträuch auf dem steinigen Ufer

voran, näherte mich dem Lichte immer mehr und mehr, und konnte endlich eine gebeugte Figur erkennen, welche in einen langen Mantel eingehüllt war und in der Hand eine Laterne hielt. Als das schwache Licht auf das Gesicht der Gestalt fiel, wäre ich beinahe zurückgewichen. Würde nicht die Einsamkeit und der Wald der Gesellschaft dieses runzligen, häßlichen alten Mannes vorzuziehen sein? Doch, zum Zurücktreten war's zu spät.

„Was gibt's?“ brummte er mit einer eigenthümlichen Bewegung der Lippen, welche die schwarzgelben Stummel seiner Zähne sehen ließ.

„Ich habe mich hier im Walde verirrt; könnt Ihr mich nach der Eisenbahnstation in Richmond bringen?“

„Ja, warum nicht; aber die Station ist zwölf englische Meilen von hier.“

„Was, zwölf Meilen!“ rief ich ganz verblüfft.

„Ja.“

„Könnt Ihr mir vielleicht in der Nachbarschaft irgend ein Obdach für die Nacht verschaffen?“

„Nein.“

„Wohin gehet Ihr?“

„Nach Drew, dort unten beim Ahorn-Moor.“

„Ist's ein Wirthshaus?“

„Nein.“

„Würde man mich dort für diese Nacht aufnehmen? Ich wollte solches gern gut bezahlen.“

Des unheimlichen Mannes Augen glänzten; seine schwarzgelben Zahnstummel zeigten sich von Neuem.

„Ich vermurthe das,“ meinte er. „Es ist zwar kein Wirthshaus, aber zuweilen übernachten Leute dort.“

„Ist's weit von hier?“ forschte ich.

„Nicht sehr weit,“ war die Antwort; „ungefähr eine Viertelstunde.“

„Dann wollen wir eilen,“ drängte ich, „damit wir's erreichen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt!“

Wir schritten rasch drauf los, mein Begleiter fast noch schneller als ich, obschon er wohl fünf- undsiebzig Jahre alt sein mochte. Sofort verließen wir den Rand des Abgrundes, drangen ein in den pfadlosen Wald und hielten eine gerade Richtung inne, bis das Licht aus einer Hütte in einer für mich erfreulichen Weise durch das nasse Laubwerk glänzte.

Es war ein elendes, altes Haus, dessen Fenster alle auf einer Seite sich befanden; aber so zerfallen es war, beschaute ich's doch mit einer Wonne, als ob ein prächtiges Zauberschloß vor mir stände.

Als mein Begleiter anklopfte, öffnete eine Frau die Thür. Sie mochte dreißig oder vierzig Jahre zählen, und ihr rothbraunes Haar war in dicken

Zöpfen um den Kopf gewunden; sie hatte sonderbare, halbgeschlossene Augen. Mein Geleitsmann wisperte ihr einige Worte in's Ohr, worauf sie sich an mich wandte und mich mit freundlicher, geläufiger Rede willkommen hieß. Sie bebauerte, daß sie mir bloß ein ärmliches Unterkommen und eine geringe Bewirthung bieten könne, aber sie beherberge mich gerne, und was sie besitze, stehe zu meinen Diensten.

„Wo ist Jsaak?“ fragte sie mein Führer, und die Antwort lautete: „Er ist noch nicht nach Hause gekommen.“

Ich setzte mich auf die hölzerne Bank dicht neben dem Feuer nieder und legte meine Reisetasche neben mich, während die Frau frisches Holz auf das Feuer warf, einen runden tannenen Tisch vor mich schob, auf dem sie Brod, kaltes Fleisch und eine Flasche mit einem geistigen Getränk setzte. Ich aß einige Bissen Brod, berührte aber die anderen Gegenstände nicht.

„Ich möchte mich baldmöglichst zur Ruhe begeben,“ sagte ich, denn ich war außerordentlich müde und abgespant.

„Recht gern,“ willfahrte die Frau und erhob sich rasch.

„Wo wollt Ihr den Herrn schlafen lassen?“ fragte mein Führer, und erhielt zur Antwort: „Oben im Zimmer.“

„Bringt ihn in Jsaak's Zimmer.“

„Nein.“

„Es würde am besten für ihn passen.“

„Ich sage Euch, Nein!“

Aber hier unterbrach ich das leise geführte Zwiegespräch, indem ich sagte: „Ich bin durchaus nicht verwöhnt; es ist mir ganz einerlei, wo Ihr mich unterbringt, nur bitte ich um Eile!“

Die freundlichen Entschuldigungen der Frau waren verschwenderisch. Sie wünschte bloß, es mir recht bequem zu machen, und in Jsaak's Zimmer war es feucht. So mußte ich denn eine steile Leiter, die in einer Ecke der Stube stand, in eine Dachkammer hinaufsteigen, welche durch ein Fenster gelüftet wurde und in der ein Bett sich befand. Ein tannener Tisch und zwei Stühle bildeten die ganze Ausstattung.

Die Frau setzte das Licht, eine Dellampe, auf den Tisch.

„Bedürft Ihr sonst noch etwas, Herr?“

„Nichts; ich sage schön Dank!“ war meine Antwort.

„Ich hoffe, Ihr werdet recht gut schlafen, Herr,“ meinte die Frau. „Wann soll ich Euch wecken?“

„Gefälligst um 4 Uhr des Morgens,“ bat ich; „ich muß früh fortgehen, damit ich in Richmond den Zug um sieben Uhr nicht veräume.“

„Ich werde Euch pünktlich wecken, Herr.“ —

Die Frau zog sich zurück und ließ mich in der kleinen, dunkeln Kammer allein. Ich setzte mich nieder und sah mich um, aber mit keinen sehr angenehmen Gefühlen. So müde ich auch geworden war, fühlte ich dennoch keine Neigung zum Schlafen. In der That schien es mir, als sei ich in meinem ganzen Leben nie munterer gewesen. Ich ging in dem engen Raum auf und ab; ich legte mich auf das Bett und versuchte einzuschlummern, indem ich auf das fortwährende Tröpfeln des Regens auf das Dach horchte; aber Alles war umsonst; mein Gehirn schien in einer ganz unnatürlichen Art thätig zu sein.

„Ich will mich hinsetzen und an meine Gattin schreiben,“ dachte ich; „das wird vielleicht meine Nerven beruhigen und mich einschlafen lassen.“

Ich stieg die Leiter hinab. Noch immer glühete das Feuer im Kamin; mein Gefährte und die Frau saßen neben demselben und unterhielten sich leise, und eine dritte Person saß am Tische und aß. Er war ein kurzer, stämmiger und schurkisch aussehender Mann in einem rothen Flanellhemde und in schmutzigen Hosen.

Ich fragte nach dem Schreibzeug. Ein Tintensaß, eine stumpfe Feder und einige Blätter unsauberer Papier wurden mir aus einem Gefchrante gegeben, und ich kehrte in meine Dachstube zurück, um an meine Frau zu schreiben.

„Meine theure Elisabeth!“

Als ich diese drei Worte geschrieben, hielt ich inne und legte meine Feder nieder, indem ich bei dem Gedanken lächelte, was sie wohl sagen würde, wenn sie mein seltsames Quartier sehen könnte, sie, mein kleines, liebes Weibchen. Süße, kleine Elisabeth! Ihr wenigstens blieben die Gefahren dieser stürmischen Mitternacht erspart.

Erst als zwei Blätter ganz voll geschrieben waren, legte ich die Feder bei Seite und bereitete mich zum Schlummern vor. Als ich das Papier zusammenfaltete, warf ich zufälliger Weise einen Blick auf mein ärmliches Lager.

War es der Strahl eines menschlichen Auges, der mich durch eine Ritze in der Bretterwand beobachtete, oder war es bloß Einbildung von mir? Was es auch sein mochte, ich verspürte dadurch eine Eiseskälte bis in das Mark meiner Knochen. Ich nahm mein Licht, um die Sache zu untersuchen. Es war allerdings ein Riß dort in den Brettern, aber hinter denselben die größte Finsterniß; und doch hätte ich darauf schwören können, daß irgend Etwas verderblich auf mich geblickt habe.

Ich zog meine Uhr heraus; es war ein Uhr. Kaum verlohnte sich's der Mühe, mich wegen eines dreistündigen Schlafes auszuleiden. Ich



Meine Gefahr um Mitternacht.

wollte mich in meinen Kleidern niederlegen und versuchen, ob ich den Schlaf finden könne. Meine Reisetasche stellte ich neben das Bett, verbarrikadirte die Thür, welche kein Schloß hatte, mit den beiden Stühlen, löschte das Licht aus und legte mich nieder.

Zuerst war ich ganz munter, aber allmählig versank ich in eine tiefe Schläfrigkeit, die mich wie mit einem Mantel einhüllte, bis plötzlich eine elektrische Erschütterung durch alle meine Aderbrang und ich mich erregt und zitternd im Bette aufrecht setzte.

Ein sanfter Lichtschein schien zu glühen und durch die Stube zu zittern, — nie war das Licht des Mondes und der Sterne so sanft, so durchdringend, — und an dem kleinen Fenster erblickte ich meine Elisabeth, mein liebes Weib, in einem weiten, weißen Gewande mit ihrem langen, schönen Haarwuchs, mit einem blauen Bande zusammengeheftet. Augenscheinlich winkte sie mir mit ihren ausgestreckten Händen und in ihren Augen sprach sich eine ängstliche Zärtlichkeit aus.

Ich sprang empor und eilte auf sie zu, aber als ich das Fenster erreichte, schien die liebliche Erscheinung in der stürmischen Finsterniß zu verschwinden und ich war wieder allein. In demselben Augenblick ertönte der Knall eines starken Pistolenschusses — ich konnte den Feuerstrom über meinem Kopflissen sehen — gerade durch dieselbe Stelle, wo zehn Sekunden früher mein Kopf gelegen hatte.

Mit dem augenblicklichen Bewußtsein meiner Gefahr schwang ich mich in das Fenster und sprang acht bis zehn Fuß tief in das Gebüsch, und als ich mich in demselben verkroch und den Athem an mich hielt, hörte ich Fußtritte in meiner Schlafstube.

„Ist er todt?“ rief auf der Leiter die sanfte, betrügerische Stimme der Frau mit den halbgeschlossenen Augen.

„Natürlich ist er todt!“ brüllte eine Stimme zurück; „dieser Schuß würde zehn Männer getödtet haben! Hurig ein Licht her und sage Tom, er soll sich bereit machen, den Leichnam schnell auf die Seite zu schaffen!“

Ein kalter Todesschauer ergriff mich, als ich das hörte. In welcher Höhle von mitternächtlichen Mördern war ich gefallen! Und wie wunderbar war ich mit genauer Noth dem mir bevorstehenden Schicksal entgangen! Mit einer Gile, die nur ein solcher Schrecken und eine solche Todesgefahr geben können, sprang ich in den Wald, der jetzt etwas durch Sternenschein erleuchtet war. Ich weiß nicht, welcher Antrieb meine Schritte leitete, ich werde nie erfahren, wie vielmal ich meinen Pfad durchkreuzte oder wie dicht ich an

dem Rande jenes schrecklichen Schlundes stand; aber die barmherzige Vorsehung diente mir zum Führer und Beschützer, denn als die Morgenbämmerung eintrat und der östliche Himmel, an dem die Regenwolken verschwunden waren, sich roth färbte, war ich der Landstraße nahe, etwa sieben englische Meilen noch von der gewünschten Eisenbahnstation entfernt.

Kaum in der ersten Stadt angekommen, erzählte ich meine Geschichte der Ortspolizei, welche sofort einige Sicherheitswächter mit mir an Ort und Stelle schickte. Nach langem Suchen gelang es uns endlich, die alte, zerfallene Hütte aufzufinden, aber sie war verödet und leer. Die Vögel waren ausgeflogen; auch blieb meine Reisetasche und meine goldene Uhr sammt Kette, die ich unter das Kopflissen gelegt hatte, für mich verloren.

„Es ist die Drew's-Bande,“ sagte der erste Polizeidiener, „die uns seit zwei Jahren viel Unruhe gemacht. Ich glaube aber, sie wird so schnell nicht hierher zurückkehren.“

Diese Vermuthung bestätigte sich auch.

Allein den merkwürdigsten Theil meiner Erzählung habe ich erst noch zu berichten. Etwa drei Wochen später erhielt ich einen Brief von meiner Schwester, die mit meiner Gattin in deren Heimath gereist war. Dieser Brief bereitete mir das größte Erstaunen. Sie schrieb mir nämlich:

„Ich muß Dir, lieber Bruder, etwas sehr Seltsames mittheilen, was sich hier in der Nacht vom 17. Oktober ereignete. Elisabeth war seit einiger Zeit nicht ganz wohl gewesen und während einer Woche etwa bettlägerig. Ich saß neben ihrem Bette und las ihr etwas vor. Es war spät; plötzlich fiel deine liebe Gattin in Ohnmacht und ihr Körper wurde steif und kalt wie ein Leichnam. Ich rief schnell Beistand herbei, aber alle unsere Bemühungen, sie wieder in's Leben zu rufen, schienen vergebens. Eben stand ich im Begriff, das Dienstmädchen zum Doktor zu senden, als Elisabeth's Sinne eben so plötzlich, wie sie dieselbe verlassen hatten, zurückkehrten. Sie setzte sich aufrecht im Bette, strich ihr Haar zurück und blickte in einer wilden Art um sich.“

„Elisabeth!“ rief ich aus, „wie hast Du uns Alle erschreckt! Fühlst Du dich kränker?“

„Nicht kränker!“ antwortete sie, „aber es ist mir so sonderbar zu Muthe. Denke dir nur, ich war so eben bei meinem Gatten!“

„Alle unsere Vernunftgründe vermochten nicht sie von der Unmöglichkeit ihrer Behauptungen zu überzeugen. Sie beharrt noch in diesem Augenblicke dabei, daß sie Dich sah, indeß sie in der Nacht des 17. Oktobers bei Dir war. Wo und wie kann sie nicht erzählen; aber wir denken, sie muß einen besonders lebhaften Traum gehabt

haben. Sie befindet sich jetzt besser, und ich wünschte, Du könntest sehen, wie schnell sie sich von ihrer Krankheit erholt.“ —

Das ist meine einfache, ungeschmückte Erzählung. Ich mache keinen Anspruch darauf, das Geheimnißvolle darin zu erklären oder dafür Rechenschaft zu geben. Mögen Kundige und Bewanderte in der schweren Seelenlehre die verwickeltsten Fäden darin entwirren. Ich bin nicht abergläubisch, eben so wenig glaube ich an Gespenster und Erscheinungen; aber so viel weiß ich, daß, während mein geliebtes, kränkliches Weib in der Nacht vom 17. Oktober körperlich ferne von mir war, ihr Geist sicher in dem Augenblicke neben mir stand, in welchem eine sehr große Gefahr mein Leben bedrohte. Es mag sein, daß dem scharfsichtigen Instinkt oder Naturtrieb, und der Stärke der heiligen Liebe einer Frau Alles möglich ist; aber Elisabeth rettete mir sicher das Leben!

Der dankbare Marktender.

An einem Herbstmontag des Jahres 1873 traf eine alte Berliner Dame früh Morgens einen Droschken-Kutscher vor seiner Wohnung beim Anspannen. Sie stieg gleich ein und gab, als Ziel ihrer Fahrt, die Draniensstraße an. Willig fuhr der Kutscher sürbaf. Bald aber bemerkte die Dame, daß er eine andere Richtung einschlug. Sie klopfte an's Fenster und rief, so laut sie konnte. Doch umsonst! Das Pferd trabte ungestört weiter, und am sogenannten Johannestisch wurde endlich Halt gemacht.

Der Kutscher stieg ab, trat an den Wagenschlag und berichtete freundlich, er habe hier vorerst etwas zu besorgen. Sprach's und verschwand. Kurz darauf erschien der Mann wieder, sah ganz vergnügt aus und fing an: „Nun will ich Ihnen auch sagen, verehrteste Dame, wo ich eigentlich gewesen bin; ich habe bei dem Photographen da droben das Ding heut abholen, aber ich mußte es zuerst doch auch sehen. Da ist's! Bin ich nicht perfekt getroffen?“

„Jetzt aber, verehrteste Dame, sollen Sie auch wissen, warum ich alter Kerl mich hab abkonterfeien lassen. Während des Kriegs war ich bei Metz als Marktender und verdiente ein hübsches Stück Geld, das ich bei meiner Hauswirthin, einer Französin, im Kochosen verdeckte. Nun aber wurde ich schwer krank. Da kochte mir die Frau Thee und fand natürlich meinen Schatz. Und als ich wieder gesund geworden, händigte sie mir das Geld ein, an welchem nicht ein Pfennig fehlte. Dafür will ich ihr denn mein Bild schicken!“

Nach diesen Worten setzte sich der Kutscher wieder ganz gemüthlich auf seinen Bock und fuhr in scharfem Trab nach der gewünschten Draniensstraße.

Theures Bad.

Der Toni trieb langsam, halb singend, halb pfeifend, einige Hämme am Mühlbach entlang, dessen grasbewachsenes Ufer den hungrigen Thieren höchst willkommen war. Immer näher kamen sie der klappernden Mühle, deren weißes, von Tauben lustig umschwirttes Dach freundlich über die sie umgrünenden Bäume emporragte. Da wandelte plötzlich einen Pflegebefohlenen des Tonis die Lust an, sich abzuführen, und Haibeprißch! war er im Bache. Ganz nach Art und Weise der Hämme, sprangen die Kameraden auch in's Wasser, trotz ihres Schäfers Rufen und Pfeifen. Die Hämme waren eben keine gewaltigen Schwimmer und das Wasser, welches just oberhalb der Mühle ziemlich starken Fall hatte, zog sie unwiderstehlich mit sich fort, dem Mühlrabadgange, gewöhnlich „Bäderi“ genannt, zu, in welchem sie den ängstlichen und besorgten Blicken Tonis verschwanden. Das Geklapper der Mühle verstummte, dagegen trachten zerbrechende Rabschäufeln, zwischen welche die badelustigen Hämme gerathen waren, die aber dennoch glücklich und wohlbehalten auf der anderen Seite des Bäderis wieder heraustrieben.

Das wäre nun Alles schön und gut gewesen und der Toni mit der Angst und dem Schrecken davongekommen, wenn der erboste Müller, wegen Störung des Mahlens und der zersplitterten Rabschäufeln, ihn nicht vor das Friedensgericht hätte citiren lassen, um Schadenersatz zu fordern. Da half keine Entschuldigung und kein Ausreden. Das Urtheil lautete: Der Angeklagte zahlt dem Kläger dreißig Sous Schadenersatz auf je einen Hammel. Da heißt keine Maus einen Faden ab. Der Toni muß blechen und meinte schließlich: „Wenn die vertrackten Hämme wieder einmal baden wollen, so schicke ich sie lieber in eine Straßburger Wasseranstalt; dort kostet ein Bad, und obendrein ein warmes, nur zwölf Sous, und man bekommt noch eine Serviette dazu!“

Aufgewärmtes.

So viel dem Boten bekannt, ist das Aufwärmen noch nicht polizeilich verboten und lastet daher auch keine Strafe darauf, sonst würde er's nicht wagen, sintemal und allbiweil er nicht gerne mit der Polizei zu schaffen hätte, im Jahr 1875 wiederum ein Stücklein aufzutischen, obwohl mehrmals schon dazu aufgefordert, welches er Anno

1852, unter dem Titel: *Gegen seitige Gefälligkeit seinen lieben Lesern zum Besten gegeben hatte.* Der gute Freund, von welchem er das schnurrige Stücklein erfahren, schläft nun schon lange in kühler Gruft draußen auf dem Friedhofe, so daß wohl auch Gras über das dazumal Erzählte gewachsen sein wird, wodurch es in Vergessenheit gerathen ist, weßwegen das Aufgewärmte doch für Manchen als frischgekochtes Gericht aufgestellt werden kann. Also:

Eine mit Glücksgütern durchaus nicht überladene Kuprechtsauer Frau, in deren Küche die gefüllten Schmalz- und Antenhäfen schwer zu finden waren, kam einmal am Küchen Sonntag zu ihrer wohlhabenden Nachbarin, mit der sie als Mädchen auf den Schulbänken gesessen, und sagte ganz treuherzig und unbefangen: „Wenn Du mir erlauben wollest, heute meine Fastnachtsküchlein ungebäckt herüber zu bringen und in deinen Schmuß zu stecken, so würde ich ein andermal auch nicht das Geringste dagegen einwenden, wenn Du Deinen Speck in mein Sauerkraut stecken wollest, denn das Sprüchwort sagt: Ein Dienst ist des andern werth.“ —

Wird die Nachbarin wohl in diesen Vorschlag eingewilligt haben? Der Bote hat's nicht bestimmt erfahren können, und kann drum auch keine Antwort auf diese Frage geben.

Etwas für die wackern Rebleute.

Obgleich der Bote recht gern und in allen Ehren sein Schöpplein Wein trinkt, wohlverstanden, guten und natürlichen, keinen künstlich fabrizirten oder mit Wasser vermengten, so versteht er doch blühwenig von dem Anpflanzen und Bebauen des edeln Rebstocks, und kann daher auch in dieser Hinsicht keine Lehren und Rathschläge geben aus eigener Erfahrung, sintemal ihm ebensowenig ein Rebgelände zu Gebote steht, das er auf seine Kosten besorgen läßt von kundigen Händen. Er hat jedoch gute Freunde und Bekannte, die das Ding verstehen, und einer derselben sandte ihm neulich einen kleinen Aufsatz zu, den er für die fleißigen und kräftigen Rebleute, die's ihm hoffentlich nicht verargen werden sich in ihr Geschäft zu mischen, in den Kalender einrücken will. Von dem schädlichen und verderblichen Ungeziefer, „*Phylloxera*“ genannt, — ein verwünschter Name, — das leider in manchen Gegenden große Verheerungen an den Reben anrichtet, und bis jetzt noch ein schwer aufzulösendes Räthsel ist, soll nicht die Rede sein, wohl aber von dem altherkömmlichen Beschneiden der Reben. — Dieser, von Fremdeshand eingefandte Artikel, lautet wie folgt:

Bekanntlich werden die Reben herkömmlich im Frühjahr zur Zeit beschnitten, wo der aufsteigende Saft sich bereits in Bewegung gesetzt hat und sodann aus den gemachten Schnittwunden herausfließt, wenn, wie wir sagen, die Reben thranen. Nun hat ein Mann, der sich mit Rebbau abgibt, über diese Sache nachgegrübelt und Versuche darüber angestellt, aus denen sich folgendes ergab: Wenn man die Reben früher als bisher geschieht und mit Umsicht schneidet, so vernarbt auch die dadurch gemachte Wunde bis zur Zeit, wo der Saft aufsteigt und ausfließt, und die natürliche Folge dieses früheren Schneidens ist, daß die Reben nicht mehr thranen.

Unser Mann untersuchte sorgfältig den ausfließenden Saft und konnte so den Beweis liefern, daß in diesem Saft gerade diejenigen Stoffe enthalten sind, welche dazu dienen, das Wachsthum der Reben zu befördern.

Er hat zweierlei Versuche angestellt: Während er einige Stöcke so frühe beschnitt, daß er dadurch das sogenannte „*Thranen*“ verhinderte, behandelte er eine Anzahl auf die altgewohnte Weise. Nun denn, im Laufe des Sommers hatte er Gelegenheit zu bemerken, daß diejenigen Stöcke, welche früher waren geschnitten worden, weit schöneres Laub und viel größere Trauben trugen als die später geschnittenen, und hat demnach außer Zweifel gesetzt, daß wenn das bisherige Verfahren aufgegeben würde, die Aussicht vorhanden wäre zu einem reichlichem Herbst. —

Eine andere Art die Reben zu behandeln, hat sich in den zwei letzten Jahren ganz probat erwiesen, und weil man nie voraussehen kann, wie sich der Waimonat, welcher, seit lange schon, seinen dichterischen Namen: „*Wonnemond*“, nicht mehr recht verbient, anlassen wird, so sei diese andere Art unserer fleißigen Rebleuten hiermit zur Nachahmung bestens empfohlen. Die Reben werden nämlich gar nicht beschnitten, und mit beginnendem Wachsthum treiben alle Augen oder Knospen, die sich an den Gerten befinden. Treten nun Spätfröste ein, so geht wohl der eine oder der andere dieser zahlreichen Triebe zu Grunde, aber die übrigen bleiben am Leben. Die erfrorenen werden dann abgeschnitten oder abgekneipt, „*angepfeht*“ sagen die Elsäßer, und auf diese Weise ist man sicher, einen mehr oder weniger reichlichen Herbst zu machen, während die vor dem Wachsthum beschnittenen Reben sehr wenig oder gar nichts tragen. Es ist dieses auf Erfahrung gegründet, und schon lohnen würde sich's, wenn man dieses Verfahren besorgen und anwenden wollte.

Weil wir's nun just mit den lieben Reben zu thun haben, so soll auch noch von den seit einiger Zeit aufgetretenen Räucherungen der Weinberge

die Nebe sein, um den Nebelstock vor den manchmal plöglich eintretenden Spätfrösten zu schützen. In dieser Hinsicht haben die Nächte des 30. April und des 3. Mai 1874 bange Besorgnisse hervorgerufen in den Weingebenden hüben und drüben des Rheins. Glücklicherweise waren diese Sorgen zum Theil übertrieben und der Frostschaden nicht so groß und allgemein, als man anfänglich befürchtete. Kluge und vorsichtige Köpfe sind auf den Gedanken gekommen, durch Rauch künstliche Wolken über den Nebelgebänden zu erzeugen, welche ein Schutzmittel gegen die verderblichen Fröste bilden. Drüben im badischen Lande, bei dem in einem Thale des Schwarzwaldes gelegenen Durbach, besitzt unser adeliger Landsmann, Herr Zorn von Dulach, ein großes Nebgut, welches in jenen unheilvollen Nächten vom 30. April und 3. Mai, Dank den veranstalteten Räucherungen und den dadurch erzeugten Wolfenschichten, vor dem Froste bewahrt blieb. Als der umsichtige Verwalter des Guts, gegen 2 Uhr Morgens, den Thermometer, oder Wärmemesser, auf den Nullstrich sinken sah, ließ er mit der Fackel die in Bereitschaft gehaltenen, mit Theer gefüllten blechernen Büchsen anzünden. Auf den Hektar bedarf es etwa fünfzehn solcher Gefäße, in regelmäßiger Entfernung von einander. Der brennende Theer verbreitet einen dichten, schweren Rauch und bedeckt so, sehr nahe am Boden, eine äußerst große Fläche. Das Feuer muß so lange unterhalten werden, bis der mitgenommene Thermometer zu steigen anfängt. Bläst der Wind, so sind die Theergefäße an dem Ende des Nebstücks aufzustellen, von wo der Wind herkommt. Diese Räucherungen bewahrten sieben Achtel des Geländes vor dem Froste. Den Behauptungen des Verwalters zufolge, hätte die ganze Gemarkung von Durbach vollständig beschützt werden können, wenn die Räucherung allgemein, von Seiten der Gemeinde, vorgenommen worden wäre. Ja, da steckt eben der Haken, die Allgemeinheit fehlt!

In einer Sitzung des landwirthschaftlichen Vereins des Unter-Elssasses, die am 21. Juni 1874 zu Molsheim stattfand, besprach der bekannte Wanderlehrer, Herr Herrberg, ebenfalls diese anzurathenden Räucherungen in den Nebelgebänden. Durch angeführte Thatsachen wies derselbe, mit großer Klarheit, auf den Nutzen dieses Verfahrens hin, wenn es allgemein, von allen Nebelenten des Landes, in Anwendung gebracht werde. Eintracht macht stark. Da jedoch bei uns ein allgemeines und freiwilliges Einverständnis und Zusammenwirken noch sehr schwer zu erzielen sei, so wünschte er sehnlichst einen Beschluß der Oberbehörde, durch welchen jeder Nebenbesitzer

so zu sagen gezwungen würde, an seinem Weingelände einen steinernen Ofen zu bauen und mit feuchtem Brennstoff zu füllen, der viel Rauch erzeugt. Werde es kalt, was am Gemeinde-Thermometer wahrzunehmen und zu bekunden wäre, der beim Pfarrer, beim Lehrer oder sonst einem aufgeklärten Mann oder Bürger der Ortschaft aufbewahrt werden könnte, so zerstreuen sich die Winger, auf ein verabredetes, mit der Glocke gegebenes Zeichen, draußen in den Nebeln, zünden in ihren Oefen das Feuer an, und wenn nicht ein eifriger Sturmwind den Rauch verjagt, so sei die Weinlese, der Herbst, gerettet. Versteht sich, wenn der Segen von oben nicht ausbleibt, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen!

So, das wär's, was der Bote mitzutheilen hatte. Die Vorlesung hat sich freilich etwas in die Länge gezogen und wird nicht jeden Leser gewaltig angesprochen haben. Diejenigen aber, welche die Sache angeht, mögen den Spruch beherzigen: *Prüfet Alles, und das Beste behaltet.*

Verändertes Bildniß.

Als die erste Auflage des Gesangbuchs gedruckt wurde, — 's ist freilich schon gar lange her, — welches heute noch in den Gemeinden des ehemaligen Hanauerlandes in Kirche, Schule und Haus gebräuchlich ist, da prangte drinn, gleich zu Anfang, das Bildniß des Landgrafen von Hessen-Hanau-Lichtenberg, der dazumal Landesregent war. Spätere Ausgaben des Erbauungsbuches enthielten auch noch das landgräfliche Konterfei, nur hatte der Kupferstecher, — ob zufällig oder mit Absicht, weiß der Bote nicht, — den Landgrafen links statt rechts schauen machen. Im Uebrigen aber war das Buch ganz so wie seine Vorgänger. Da kommt denn eines Tages, ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts, eine gute, fromme Großmutter zum Buchbinder in Buchsweiler, welcher neue Gesangbücher verkaufte, und begehrte eines für ihre vierzehnjährige Enkelin. Die neu gedruckten Bücher, mit dem anders gestochenen Bildniß, schön schwarz eingebunden, mit und ohne Goldschnitt, wurden dem Großmütterchen vorgelegt, aber kaum hatte sie eines aufgeschlagen und vorn Musterung gehalten, so sagte die gute Alte, ganz vereisert und kopfschüttelnd; „Das kann ich nicht brauchen; ich möchte eines wie das meine. Hätt's sollen mitbringen! Wißt Ihr, Meister Buchbinder, in Eurem ganzen schönen Borrath da schaut der Herr Landgraf zum Buch hinans, und das ist nicht recht; der Herr Landgraf soll in's Buch hineinschauen!“

Frühlingsglaube.

Die Linden Lüfte sind erwacht,
 Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
 Sie schaffen an allen Euden.
 O frischer Duft, o neuer Klang!
 Nun, armes Herz, sei nicht bang!
 Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiß nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Thal:
 Nun armes Herz, vergiß der Dual!
 Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Haben wir gethan, was wir konnten?

Vier junge Geschwister spielten sorglos am Ufer eines Baches; aber das Wasser ist nicht bloß naß, sondern auch gefährlich, und hat eine wunderfame Melodei, gar einladend, die schon Manchen hinabgezogen hat zu seinem Verderben. Auch eines der Kinder wurde so hinabgezogen, und würde sicherlich ertrunken sein, wenn nicht der älteste Bruder ihm nachgesprungen wäre und es herausgezogen hätte. Der zweite Bruder half das Kind nach Hause tragen, und das kleinste, ein dreijähriges Mädchen, lief nebenher.

Als nun das in's Wasser gefallene Bublein gehörig versorgt war, da ließ der Vater die drei andern Kinder zu sich kommen und sprach zu dem Ältesten: „Was thatest du, als du deinen Bruder am Ertrinken sahst?“ „Ich sprang ihm gleich nach,“ war die Antwort, „und brachte ihn glücklich heraus.“ „Du hast wohlgethan,“ lobte der Vater, „hier hast du deine Belohnung.“ — „Und was thatest du?“ fragte er dann den Zweiten. „Ich half ihn nach Hause tragen,“ sagte dieser.

„Das war recht,“ lobte der Vater, „hier hast auch du deine Belohnung.“

Und nun wandte er sich zu dem kleinen Mädchen und forschte: „Was hast du denn gethan?“

„Ich habe geschrien, liebes Väterchen, so laut ich konnte,“ antwortete die Kleine. „Gut,“ sprach der Vater, „mehr konntest du auch nicht thun; da hast du auch deine Belohnung.“

Sie hat gethan, was sie konnte. Solchen Kindern, die nach diesem Ruhme trachten, enthält auch der himmlische Vater die Belohnung nicht vor. Ein Jeder thue drum das Seine.

Ende gut, Alles gut!

Am Ende einer Wegestrecke, wo der Meilenstein steht und etwa eine Bank von Rasen oder Felsgestein zur Reist, begibt sich kein verständiger Mensch auf's Tanzen, noch gießt einer da Blei oder treibt sonstige Narrentheibinge. Vielmehr steht oder sitzt der Wandermann am Meilensteine mehrere Augenblicke still, müde ist er ja doch von der Reise, und blickt zurück und blickt vorwärts und blickt aufwärts und ist ganz sinnend und nachdenklich; dann zieht er in Gottes Namen weiter.

Der Schvesterabend, der letzte des scheidenden Jahres, ist auch das Ende einer Wegestrecke unserer Pilgersfahrt. Ein Jahr ist viel, sehr viel in einem Menschenleben. Und dennoch, am Jahresende, da tanzen oft die Leute gleich Rasenden, oder gießen Blei oder machen sonst Usanzereien. Doch, Gottlob, alle thun's nicht. Es gibt auch am Jahreschlusse Wanderer, die stille stehen und nachdenklich werden, rückwärts schauen und vorwärts und aufwärts, und dann weiter wandern in Gottes Namen.

Solche sinnige und nachdenkliche Wanderer hatten sich einst versammelt zur ernstlichen Schvesterfeier. Wohl bot ihr Zusammensein nichts Besonderes, nichts Merkwürdiges, und war doch eines von denen, die nicht so leicht wieder in Vergessenheit gerathen. Die guten Freunde lasen miteinander Gottes Wort und tauschten gegenseitig die im verfloffenen Jahre gemachten Erfahrungen aus; sie beteten und sangen miteinander geistliche, liebliche Lieder. Und in ihrer Mitte war ungesehen Der gegenwärtig, der das A ist und das D, der Anfang und das Ende. Sie fühlten sein Nahesein und hielten ihm stille an dem Wendepunkt zweier Jahre, und pilgerten dann an seiner Hand freudig und getrost und wohlgemuth den kommenden neuen Tagen entgegen.

Diejenigen Leute rennen sich tod, welche niemals stille stehen im Leben, auch nicht einmal an den Meilensteinen, den Ruheplätzen der Pilgerbahn. So wichtig aller Anfang ist, viel wichtiger noch ist alles Ende.

Jeder Schritt der Zeit,
 Wallt zur Ewigkeit.
 Tage, kaum erst angebrochen,
 Werden, eh man's denkt, zu Wochen;
 Wohl Dem, der mit Fleiß
 Sie zu nützen weiß!

Auflösung der Räthselnüsse:

1. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiß nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Thal:
 Nun armes Herz, vergiß der Dual!
 Nun muß sich Alles, Alles wenden.